



Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

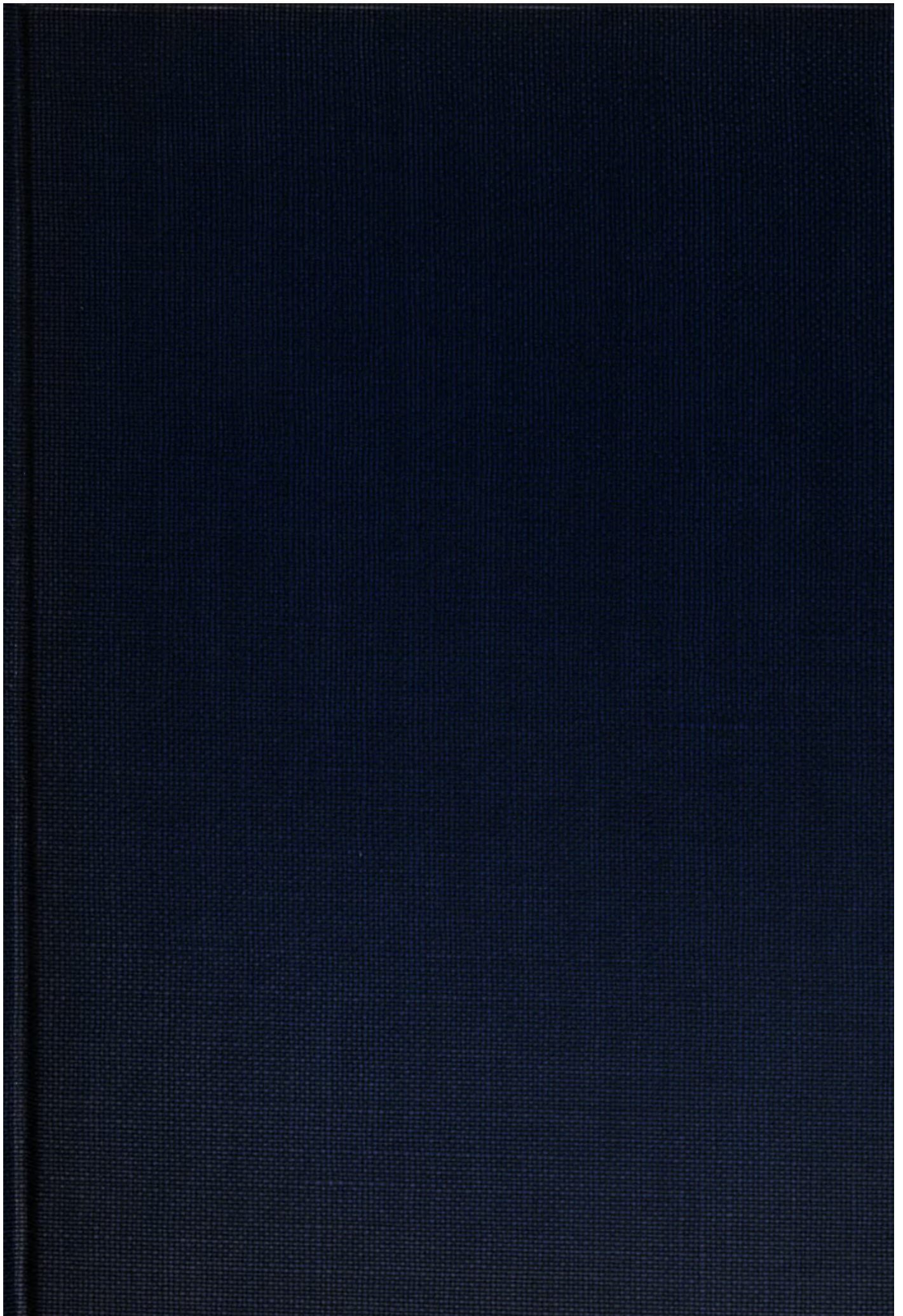
This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

<http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks>



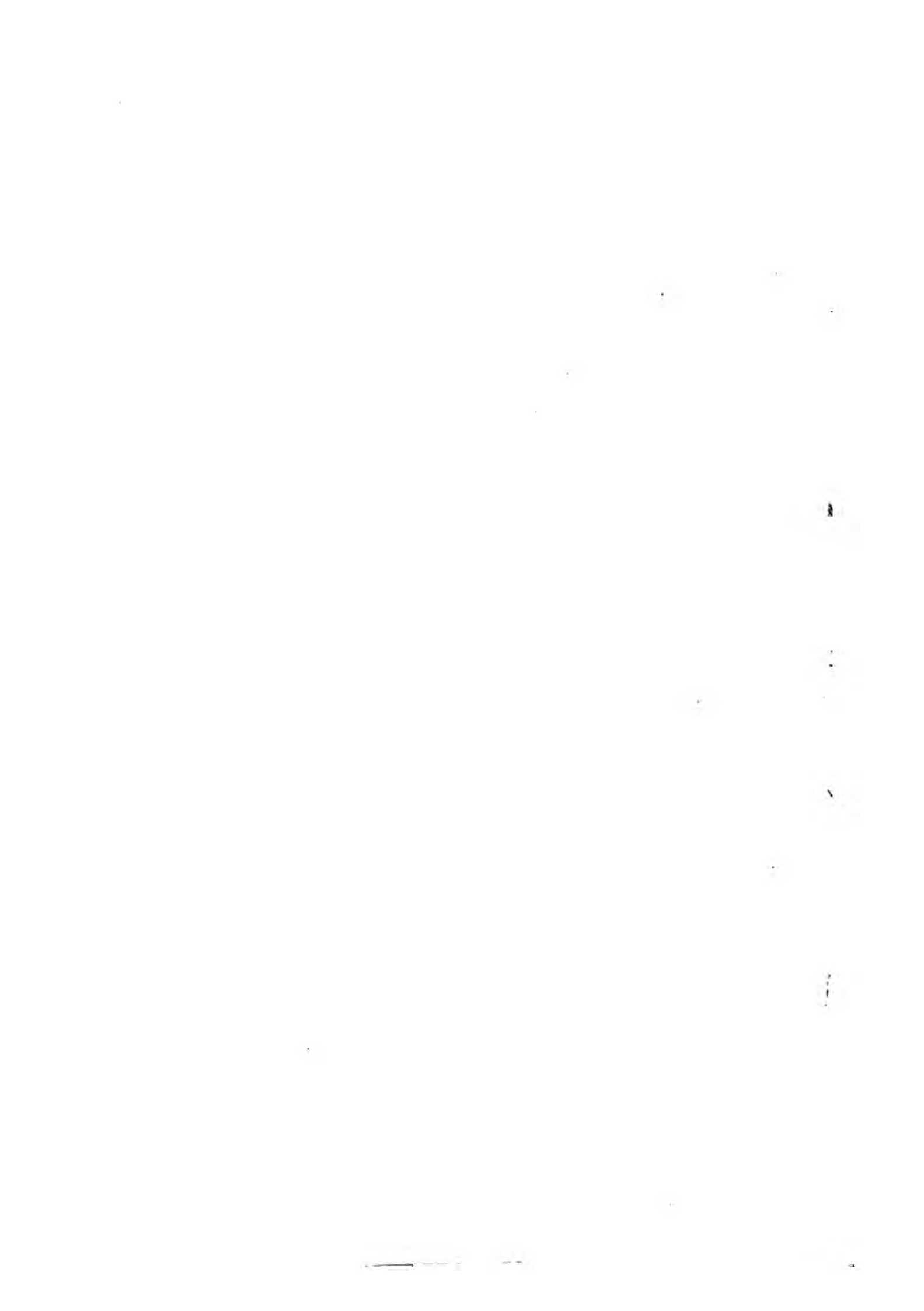
This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.





Fiedler J. 1161





Mellich p. 122

Die
Franzosen und Engländer
in Goethes Leben
und Urteil

Von
Dr. Wilhelm Bode

ESB

Berlin 1915
Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung
Rochstraße 68-71

Fiedler J. 1161

Alle Rechte aus dem Gesetze vom 19. Juni 1901
sowie das Übersetzungsrecht sind vorbehalten





I. Französisches Wesen in Deutschland.

Wir haben im neuen Deutschen Reiche erlebt, daß die eben durch Waffengewalt besiegten Franzosen nicht nur ihre alte Herrschaft in der Damen-Mode behielten, sondern auch in unsern Theatern und andern Unterhaltungsstätten nun erst recht den Ton angaben, daß ihre Romane den deutschen Lesehunger speisten, daß ihre Maler und allerneuesten Farbenversuchler von uns mehr beachtet wurden als in Frankreich selbst und ebenso ihre Musiker bei uns die liebeichste Aufnahme fanden. Fast noch weiter ging bald danach unsere verehrungsvolle Nachahmung alles Englischen; man konnte hundert Jahre nach der Schlacht bei Leipzig die feineren Deutschen kaum noch von den echten Söhnen und Töchtern Albions unterscheiden. Selbst nach Amerika wandten wir uns, um von da — Lebenskunst und Weisheit zu holen. Heute, nachdem diese Völker Ernst gemacht haben mit ihrem alten Wunsche, das neue Deutschland zu demütigen und zu zersplittern, schämen wir uns als Volk dieser eben abgelegten Nachäfferei sehr und finden sie zu neun Zehnteilen recht überflüssig, recht schlecht begründet, da an deutschen Malern, Musikern,

Dichtern usw. nie Mangel war. Wir hätten ja auch mit eigenen Mitteln und Kräften uns durchbringen können, brauchten gar nicht als ewige Borger dazustehen!

Blicken wir von dieser frischesten Vergangenheit auf unser achtzehntes Jahrhundert zurück, so gewahren wir auch da neben der Bewunderung der Engländer recht viel französisches Wesen in Deutschland. Wir werden auch die damalige freiwillige Untertänigkeit gegen fremde Meister und Muster als schändlich empfinden; es war ja auch schon in noch älteren Zeiten, zum Beispiel von Pirckheimer und Moscherosch, beklagt und gerügt worden, „daß Germania ißt voll teutscher Franzosen ißt“ und daß die Deutschen „immerdar wännen, des Andern Ruh habe ein größer Euter.“ Aber bei näherer Betrachtung müssen wir den Nachfahren des Dreißigjährigen Krieges zugestehen, daß sie aus zwingenden Gründen bei ihren Nachbarn leihen gingen und daß ihre Erniedrigung oft die gerechtfertigte Bescheidenheit des Schülers vor dem Lehrer war. Ist die deutsche Französelei und Engländerei zwischen 1871 und 1914 eine ungerechte Mißachtung der vaterländischen und eine Überschätzung der ausländischen Werte gewesen, so läßt sich der gleiche Vorwurf gegen die Deutschen des achtzehnten Jahrhunderts zwar in Einzelfällen, aber nicht im großen Ganzen erheben.

* * *

Unsere westlichen Nachbarn hatten von je die ältere, reichere, verfeinerte Kultur. Ihre Sprache war eine Tochter der lateinischen; sie hatten also leichteren Zugang, besseren Anschluß an die antike Welt. Sie wohnen in

einem höchst fruchtbaren und schönen Lande, wo der Kampf um das Nötigste auch den Armeren nicht sehr schwer aufgelegt wird. Es ist ein Land, wo die Sonne öfter und wärmer scheint und der Wein gedeiht. Ein Land der Munterkeit, des Genusses, des leichteren Lebens.

Schon im elften und zwölften Jahrhundert gerieten die deutschen Adligen und mit ihnen ihre Gefolgsleute, auch ihre Säger und Dichter, unter den Einfluß dieser französischen Kultur. Das ist schon deshalb nicht verwunderlich, weil ja die Vornehmen beider Länder stammes- und blutsverwandt waren; die in Gallien heimisch gewordenen Normannen und Franken schickten sich wohl zu Lehrern ihrer gröbereren rechtsrheinischen Vettern. Auch erstreckte sich von je zwischen dem eigentlichen Frankreich und dem eigentlichen Deutschland ein Mittelland — die Städte Genf, Lausanne, Bern, Basel, Mömpelgard, Straßburg, Metz, Nanzig, Luxemburg, Lüttich, Brüssel, Akyffel und Dünkirchen mögen es bezeichnen —, dessen gebildete Bewohner beide Sprachen verstanden und nach beiden Seiten den Verkehr steigerten. Germanisches und gallisches Wesen vermählten sich oft zu glücklichem Erzeugnis; der Ritter des Mittelalters, stark und galant zugleich, ist ein Beispiel, und ebenso der Minnesinger und höfische Epiker.

* * *

Die letzten Jahrhunderte des Mittelalters sahen große deutsche Leistungen. Dann folgte, daraus hervorgehend, die Kirchenspaltung und schließlich der Dreißigjährige Krieg. Als er zu Ende ging, war unser Land, in

Bausch und Bogen gesprochen, verwüstet und bankerott. Julian Schmidt drückt den damaligen Zustand gut aus: „Deutschland hatte von der Vergangenheit nur noch eine wüste Erinnerung, an die Gegenwart keinen Glauben, auf die Zukunft keine Hoffnung.“ Sollte es genesen, so brauchte es mindestens ein Jahrhundert Erholungs- und Erneuerungszeit. Und aus eigenen Kräften allein konnte sich das verarmte, entkräftete, ausgefogene, verdorbene deutsche Volk kaum wieder aufbauen.

Zu allem Übrigen fehlte den Deutschen auch das Vaterland. Also auch der Vaterlandssinn, daraus Freudigkeit, Stolz, Tapferkeit fließen, der Opfer bewirkt und Hoffnungen einflößt. Das sehr heruntergekommene „Heilige Römische Reich deutscher Nation“ war eigentlich nur ein großer Name. Wie jene Studenten in Auerbachs Keller konnte man sich verwundern: „wie hält's nur noch zusammen?“ und Gott danken, daß man keine Pflicht hatte, für dessen Bestand oder Bedürfnisse zu sorgen. Die unzähligen Staatswesen darin waren nur „Herrschaften“, wie man sie auch nannte: was eine fürstliche Familie an Ländern und Ortschaften durch Erbgang, Verträge oder Krieg besaß, Das mußte für einen Staat gelten; oft bestand es aus kleinen Gebietsstücken, die sonst nichts mit einander gemein hatten, als daß sie dem gleichen Herrn untertan waren. Ihr Herr durfte mit Recht das Wort Ludwigs des Bierzehnten wiederholen: *L'état c'est moi*. Diese Staaten deckten sich noch nicht einmal mit geographischen Landschaften, geschweige denn mit Volksstämmen oder Nationen. Dem in Berlin regierenden König gehorchten Brandenburger, Kassuben,

Polen, Littauer, deutschredende Ostpreußen, Altmärker, Ost- und Westfalen, später auch Schlesier; die Völkerliste des Kaisers zu Wien war noch erheblich länger. Deutsche Provinzen und Kolonien gehörten zur Schweiz, zu Frankreich, Dänemark, Schweden, Rußland; der größte Teil Niedersachsens hatte mit Großbritannien den gleichen König; der sächsische Kurfürst war auch König von Polen. Man wußte es nicht anders. Daß Nation, Staat und Vaterland zu einem Begriffe zusammenfließen und daß die Einwohner, nicht die wenigen Herren, diese Einheit bilden mußten, Das konnte damals noch nicht gedacht werden. Wenn wir trotzdem das Wort Vaterland in jener Zeit häufig finden, so beweist Das nicht, daß es ein deutsches Vaterland gegeben hätte. Entweder ist es eine Übersetzung aus dem Lateinischen: man sprach vom Tode für's Vaterland, während in Wahrheit die gemeinen Soldaten wie die Offiziere für ihren König kämpften und fielen. Oder man klagte: der Schweizer habe ein Vaterland, der Reichsdeutsche keins. Gewöhnlich aber meinte man mit diesem Worte, was wir heute Heimat nennen, also den sehr kleinen Bezirk, den unsere leiblichen Vorfahren bewohnten und den wir selber in der Jugend herumstreifend durchmessen haben. Wieland nannte als sein Vaterland Biberach, Justus Möser Osnabrück; Goethe spricht Weihnachten 1792 in einem Briefe von seinem Vaterlande: damit ist Frankfurt im Unterschied von Weimar gemeint. Andere bezeichneten sich auf die Frage nach ihrem Vaterlande auch nach dem Volksstamme als Schwaben oder Meißner oder Sachsen oder Franken — daher jetzt die vielen Familiennamen

dieser Art —, wieder Andere nannten sich nach ihrer Obrigkeit Durlacher, Mainzer oder auch Schweden, wie Ernst Moritz Arndt in seinen jungen Jahren. Als dieser Dichter dann 1813 die Frage aufwarf: „Was ist des Deutschen Vaterland?“, da war seine Antwort: „Das ganze Deutschland soll es sein“ noch neu und kühn; auch drang ja diese Forderung selbst in jener begeisterten Zeit nicht durch.

Die Menschen waren im achtzehnten Jahrhundert also durch politische Staats- oder Volksangehörigkeitsgefühle wenig oder gar nicht getrennt. Daraus folgte für Denjenigen, der sich frei bewegen konnte, der Grundsatz: Ubi bene, ibi patria. Leibniz, Gottsched, Schlüter, Bach, Händel, Klopstock, Wieland, Lessing, Winckelmann, Herder, Goethe, Schiller: sie alle blieben nicht in ihren Geburtsstaaten, zum Teil auch nicht im deutschen Sprachgebiete; begabte Franzosen und Italiener lebten in Wien und Berlin; noch zahlreichere deutsche Talente suchten in Petersburg, Kopenhagen, London, Paris und Rom günstige Stätten. Wenn Das bei Gelehrten und Künstlern nicht so sehr verwunderlich ist, immerhin aber Vaterlandslosigkeit beweist, so muß es von unserm heutigen Gesichtspunkt aus den der Geschichte nicht Kundigen erstaunen machen, daß damals auch die Staatsmänner und besonders die Militärs ihre Röcke wechselten — nun eben, wie man Röcke wechselt. Ein mecklenburgischer Adliger konnte, wenn er ein kluger Kopf war, zu gleicher Zeit als preußischer Gesandter in Kopenhagen oder als dänischer Gesandter in Berlin in Frage kommen. Noch 1818 ereignete es sich, daß der

dänische Minister des Auswärtigen, der auch ein geborener Däne war, in Berlin als preußischer Minister des Auswärtigen seine Tätigkeit fortsetzte. Goethe achtete in seinen letzten Jahrzehnten wenige Männer so hoch wie seinen Freund Reinhard, mit dem er sich in politischen und anderen Dingen recht einig fühlte. Dieser Reinhard war ein Landsmann Schillers, ein schwäbischer Pfarrkandidat, geriet aber als Hauslehrer nach Frankreich, kam dort 1792 in diplomatischen Dienst und hatte bis 1837 wichtigste Posten und Aufträge in der auswärtigen Politik Frankreichs, wurde auch Minister, Graf und Pair von Frankreich. Dabei fühlte er sich stets als Deutscher! Erst in seinen letzten Jahren scheint ihm in der deutsch-französischen Haut nicht mehr wohl gewesen zu sein.

Bei den Militärs war man solche Vaterlandslosigkeit von je gewöhnt. Die Jünglinge, die sich für diese Laufbahn entschieden, begeisterten sich vielleicht für König Friedrich oder einen anderen Heerführer, aber für welchen Staat sie ihr Leben einsetzten, war ihnen gleich. Goethes Jugendfreund Klinger, der sich später doch gerade als fester Charakter Ansehen erwarb, stand im selben Jahre bereit, preußischer oder russischer oder österreichischer Offizier zu werden oder in hessischen Mietstruppen gegen die Amerikaner oder im französischen Heere für die Amerikaner zu kämpfen; schließlich zog er in einer österreichischen Freischar gegen Friedrich den Großen ins Feld, und danach diente er sein übriges Leben den Kaisern von Rußland. Klinger war freilich ein armer Stellensucher, aber der niedere und hohe Adel hielt es nicht viel anders. Heinrich v. Kalb aus Weimar, dessen

Gattin so übermäßig für Schiller und dann für Jean Paul Richter schwärmte, war französischer Offizier; er ist nur ein Beispiel für tausende! Als im Jahre 1792 ein Krieg zwischen den deutschen Monarchen und dem französischen aufständischen Volke zu erwarten war, nahm man auf beiden Seiten denselben Mann als obersten Heerführer in Aussicht! Und dieser Mann war ein regierender deutscher Fürst, Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig! Die Kriege jenes Jahrhunderts waren ja auch bis dahin reine Kabinettskriege; die Völker machten die *misera contribuens plebs*; die Achiver wurden geprügelt, ohne daß sie mit Liebe und Haß sich am Streite beteiligen konnten oder sollten. Die kriegführenden Fürsten verbanden sich ohne Bedenken mit ausländischen Mächten gegen ihre stammverwandten Nachbarn, die Deutschen mit Rußland, Frankreich, England, und gaben damit den Fremden das Recht, sich in deutsche Angelegenheiten zu mischen. In Berlin hat man zu kritischen Zeiten mehr als einmal nicht gewußt, ob man sich mit Frankreich gegen Rußland oder mit Rußland gegen Frankreich verbünden solle.

Trotz aller völkischen Eigentümlichkeiten gab es also Völker im heutigen politischen Sinne kaum; namentlich bildete die große mitteleuropäische Gruppe deutscher Stämme keine Einheit. Auch nicht etwa eine Einheit der Sprache, des geistigen Lebens, des Handels und Wandels. In jeder Landschaft sprach man ein anderes Deutsch; die Sprache der Bücher und Zeitungen und die Schriftsprache der Briefe war ein wichtiges Band; aber neben und über dieser nationalen Sprache herrschten

dann auch noch die beiden internationalen: das Lateinische und das Französische. Bis ins achtzehnte Jahrhundert hinein war Lateinisch die Sprache der Kirche und der Wissenschaft; der reisende Geistliche oder Gelehrte sprach in allen Ländern seine *confratres* in dieser noch lebendigen und seit Ciceros Tagen auch noch sehr entwickelten Sprache an. Ebenso wurden Staatsverträge lateinisch abgefaßt. Allmählich wurde Französisch üblicher und zwar von der vornehmen Welt her, die ja schon seit Jahrhunderten in Paris ihre höhere Bildung und angenehmen Aufenthalt suchte. Man kann das Jahr 1714 als den Zeitpunkt nennen, wo die jüngere Tochtersprache über die römische Mutter den Vorrang gewann, denn in diesem Jahre wurden die Rastätter Friedensverhandlungen französisch geführt, und zugleich erschien das große Werk der Monadenlehre von Leibniz in französischer Sprache; der größte Denker und Gelehrte Deutschlands ging noch in seinen alten Tagen von der lateinischen zur französischen Büchersprache über.

Diese beiden fremden Sprachen waren die wichtigsten Lehrfächer in aller höheren deutschen Schul- und häuslichen Erziehung; ehe das Knäblein sonst etwas Gescheidtes wußte, mußte es mensam deklinieren oder französisch parlieren lernen. Die Schulmeister bevorzugten das Lateinische; die Vornehmen sahen im Französischen ihre Sprache. Es war für sie ein Hauptmittel, sich vom niederen Volke abzusondern, und auf ein Fernhalten des Pöbels ging ja immer ihr erstes Bestreben. Die französische Sprache war leicht zu erlernen, denn sie war einfach im Satzbau, beschränkt im Wortschatz und namentlich durch-

aus geregelt; eine Akademie legte den Sinn der Worte fest, und es gab eine Anzahl Muster-Autoren, deren Werke angenehm zu lesen waren. „Die ausgebildete Hof- und Weltsprache“ nennt Goethe das Französische. Die deutsche Sprache dagegen war allerdings kräftig, reich, innig, mannigfaltig, tief, und Logau schon hatte mit Recht betont:

Kann die deutsche Sprache schnauben, schnarren, poltern, donnern,
frachen,

Kann sie doch auch spielen, scherzen, lieben, kosen, tändeln, lachen.

Aber es ist noch heute eine Sprache, in der man sich nie auslernt; damals aber fehlten viele Regeln und Vorbilder, die uns Späteren die rechten Wege zeigen. Jedermann hatte mit seiner heimischen Mundart zu ringen, wenn er Schriftdeutsch reden oder schreiben wollte; sobald er sich in eine andere Landschaft begab — man denke an den jungen Goethe in Leipzig —, wurden seine Aussprache und sein Stil belächelt. Wie man sich eigentlich ausdrücken oder seltenerer Worte richtig schreiben müsse, blieb immer zweifelhaft. Wir haben Zeugnisse von 1795 und 1802, daß Wieland, Goethe und Schiller stets ihren Adelung bei der Hand haben mußten (St. m. G. 4, 68); der „Adelung“ war ein grammatisch-kritisches Wörterbuch, das 1774 bis 1786 zum ersten und 1793 bis 1801 zum zweiten Male erschien. Wir könnten aber auch auf berühmte Schriftsteller jener Zeit, etwa auf den vorhin genannten Klinger, hinweisen, in deren Handschriften fast jede Zeile einen groben Verstoß gegen die Rechtschreibung oder Formenlehre oder Satzbaulehre enthält. Auch Goethe bedurfte der verbessernden Gehilfen.

Heute gilt Jeder für ungebildet, der den dritten und vierten Fall der Haupt- und Fürwörter nicht aus einander halten kann: im achtzehnten Jahrhundert erwarben diese Fähigkeit nur wenige Auserwählte. Wir lächeln schon, wenn wir die (unverbesserten) deutschen Briefe der berühmten Männer und Frauen jener Zeit lesen; wir würden aber kaum den schuldigen Respekt bewahren können, wenn König Friedrich oder Kaiser Joseph oder auch Friedrich Schiller plötzlich vor uns stünden und ihr Deutsch ertönen ließen. — —

Das war nun ein böser Kreislauf: weil das Deutsche einer un gepflegten, holprigen, löchrigen, das Französische dagegen einer glatt gebahnten Straße glich, sprachen und schrieben viele Deutsche, namentlich der Adel und was vornehm sein wollte, lieber französisch. Und hingegen: weil die Vornehmen, Gelehrten und Begabten ihre Muttersprache nicht pflegten und ausbildeten, blieb sie plump und ungehobelt. Die Mehrsprachigkeit führte nun aber auch zu dem weiteren Ubel der Sprachmengerei. Wer eine fremde Sprache viel liest und selber braucht, nimmt ihre Worte und Wendungen unwillkürlich in die einheimische mit hinüber; wer die fremde Zunge nur wenig kennt, läßt dies Wenige gern in seine Rede fließen, um seine Bildung zu zeigen; und so ist es gekommen, daß die ausdrucksfähigste und reichste aller Sprachen, die deutsche, sich aus dem Lateinischen und Französischen viele tausende von Worten und Redensarten lieh und sich den Anschein zuzog, als ob sie die einfachsten Dinge nicht zu bezeichnen im Stande sei. Wir leiden noch jetzt unter diesem schimpflichen

Zustände; im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert trug der deutsche Geist aber einen noch ärger geflickten Bettlermantel. Wir können uns zum Beispiel die Umgangssprache am Hofe der Herzogin Amalie von Weimar nicht schauderhaft genug vorstellen: thüringisches und braunschweigisches Deutsch durchflochten mit schlechtem Konversations-Französisch und besetzt mit Brocken von Amtslatein! Karl v. Lyncker schildert es uns in seinen Erinnerungen (Am weimarischen Hofe*), S. 16); auch Goethe weist in „Dichtung und Wahrheit“ (7. Buch) auf diese Zustände hin:

Deutschland, so lange von auswärtigen Völkern überschwemmt, von andern Nationen durchdrungen, in gelehrten und diplomatischen Verhandlungen an fremde Sprache gewiesen, konnte seine eigene unmöglich ausbilden. Es drangen sich ihr zu so manchen neuen Begriffen auch unzählige fremde Worte nötiger- und unnötigerweise mit auf, und auch für schon bekannte Gegenstände ward man veranlaßt, sich ausländischer Ausdrücke zu bedienen. Der Deutsche . . . begab sich bei den Franzosen in die Schule, um lebensartig zu werden, und bei den Römern, um sich würdig auszudrücken. Dies sollte aber auch in der Muttersprache geschehen; da denn die unmittelbare Anwendung jener Idiome und deren Halbverdeutschung sowohl den Welt- als Geschäftsstil lächerlich machte.

Man hat es Goethen verdacht, daß er 1790 in den Benedischen Epigrammen (im Vergleich zu den Arbeitsstoffen der bildenden Künstler) die deutsche Sprache „den schlechtesten Stoff“ nannte, mit dem er als Künstler habe ringen müssen. Sein Urteil ist ungerecht,

*) Am weimarischen Hofe. Unter Amalie und Carl August. Erinnerungen von Karl Frhrn. v. Lyncker. Herausgegeben von seiner Großnichte Maria Scheller. Mit acht Bildnissen. Berlin 1912, E. S. Mittler & Sohn.

denn gerade Goethe hätte als französischer Dichter nicht seine halbe Kraft entfalten können; in seinen schönsten Stellen leistet nicht nur der Dichter, sondern auch die deutsche Sprache Wundervolles. Aber wir zweifeln doch nicht, daß er jenes Urteil aus gefühlter Erfahrung aussprach, und können ihm, was er meinte, nachempfinden, wenn wir etwa die deutschen Schriftsteller zur Hand nehmen, die er als Kind in seines Vaters Büchersammlung vorfand.

* * *

Es war schon von jenem unbestimmten Lande die Rede, das zwischen Deutschland und Frankreich liegt. Unter dessen Bewohnern machten französisch redende Protestanten seit Kalvins Zeiten einen großen Teil aus. Sie waren für die Deutschen, die in französischer Sprache und Kultur fortschreiten wollten, die natürlichen Vermittler; wie denn ja die Westschweiz bis auf den heutigen Tag das Land der Erzieherinnen, Erzieher und Erziehungsstätten geblieben ist. Ein nicht geringer Teil der französischen Protestanten wurde nun aber aus der Heimat vertrieben, als Ludwig der Bierzehnte sich zu dem großen Fehler bereden ließ, die seit 1598 durch das „Edikt von Nantes“ bestehende Duldung des reformierten Bekenntnisses und Gottesdienstes aufzuheben. In den Jahren 1681—86 flohen 200 000 Menschen bester Art vor den grausamen Bedrängern; Viele davon schufen sich in deutschen Städten eine neue Heimat; so entstand zum Beispiel eine recht beträchtliche französische reformierte Gemeinde in Berlin. Diese vom Schicksal schwer geprüften Auswanderer erwiesen sich als besonders geschickte Handwerker, Fabrikanten und Kaufleute, zugleich

auch als sittliche, nüchterne, ruhige Bürger; sie genossen also ein hohes Ansehen. Und sie selber oder ihre Söhne und Töchter waren von Anfang an die geeignetsten Erzieher der Jugend zur französischen Sprache und Kultur und überhaupt zur Gesittung und Wissenschaft. Welche Bedeutung Das hatte, zeigt der große konservative Patriot Friedrich Ludwig v. d. Marwitz in den Nachrichten aus seinem Leben. Er ist 1777 geboren; seine eigene Mutter entstammte einem Adelsgeschlechte der Kolonie:

In Berlin war damals, mehr noch als in anderen deutschen Städten, bei Hof und unter dem Adel die französische Sprache allgemein. Dies rührte weit weniger, wie späterhin Schriftsteller es sich wohl eingebildet und verbreitet haben, von Friedrichs des Großen Vorliebe für diese Sprache her . . ., als von der zahlreichen Ansiedelung der französischen Refugiés in Berlin. Da seit dieser Ansiedelung schon hundert Jahre verstrichen waren, so waren die französischen adeligen Familien schon mit allen einheimischen verschwägert. In dem Beamten-, Gelehrten- und Kaufmannsstande war Dies zwar weniger der Fall, weil die Sprache hier noch ein Hindernis des Bekanntwerdens war. Da aber die französischen Kaufleute und Fabrikanten die geschicktesten und in vielen Fächern die einzigen waren, so war mit Diesen der meiste Verkehr, und in allen Kaufläden wurde französisch gesprochen. Auch verursachte die äußere feinere Bildung, daß die Erzieherinnen beinahe ausschließlich aus den Refugiés genommen wurden. Im Durchschnitt waren damals die älteren Leute die Enkel der Eingewanderten. Diese sprachen zwar schon sämtlich deutsch, aber schlecht und mit sehr merklichem Akzent; wenn sie sich deutlich ausdrücken wollten, mußten sie französisch sprechen. Die ganz alten Leute, etwa noch Söhne der wirklichen Refugiés, konnten gar kein Deutsch. Die Kolonie hatte damals noch fünf Kirchen in Berlin, die stets ganz gefüllt waren, und da die französischen Prediger für die besten galten, so wurden sie auch von den Deutschen, die französisch konnten, also schon von dem ganzen

Adel häufig besucht. Ich bin in meiner Kindheit weit öfter in der französischen, als in der deutschen Kirche gewesen.

In den verflossenen fünfzig Jahren hat sich Alles verändert. Die vierte und fünfte Generation ist herangewachsen. In allen Ständen hat eine gänzliche Vermischung mit den Deutschen stattgefunden; sehr Viele führen jetzt noch französische Namen und können kein Wort Französisch mehr. Ihre Kirchen stehen leer.

Ich lernte also von Kindesbeinen an Französisch mit dem Deutschen zugleich. In dem Hause meiner Eltern ward beständig französisch gesprochen wie in allen andern zu damaliger Zeit, mit denen wir Umgang hatten. Aber schon in meinen Kinderjahren trat die oben erwähnte Veränderung ein: das Deutsche gewann die Oberhand, und schon meine jüngsten Geschwister, zehn bis fünfzehn Jahre jünger wie ich, konnten dessen nicht mehr als Kinder durch die bloße Übung mächtig werden, sondern mußten es nach Regeln erlernen.

Außer diesen höchst wünschenswerten Neubürgern gab es in den deutschen Städten, besonders den Hofstädten, noch eine wesentlich andere Art Franzosen: Diejenigen, die bei den Fürsten, dem hohen Adel und den reichen Bürgern ihr Glück machen wollten, theils durch ihre Künste, theils durch ihren Geist, theils durch die bloße schöne Persönlichkeit oder auch ohne alles Verdienst noch Würdigkeit. Es waren Tanzmeister, Fechtmeister, Zeichenlehrer, Köche, Pasteten- und Zuckerbäcker, Perückenmacher, Kammerdiener, Händler, Schauspieler, Abenteurer, Laufendkünstler, Falschspieler wie Lessings Riccaut de la Marlinière, und aus dem schönen Geschlecht Kammerfrauen, Putzmacherinnen und was man jetzt Lebedamen nennt. Diese Fremden, die sich in Deutschland auf kürzere oder längere Zeit ein warmes Plätzchen suchten, wurden natürlich nicht höher eingeschätzt, als sie verdienten; den Fremdling, der

bei uns Geld verdienen will, sehen wir allemal von oben herunter an. Vielleicht hielt man sie zu rasch für bloße Schwadronöre und Windbeutel; jedenfalls waren auch unter diesen Köchen, Reitlehrern usw. treffliche Menschen, die zur wachsenden deutschen Kultur doch auch ihr Teilchen beigetragen haben.

* * *

Immer wieder ist zu bedenken, daß die Deutschen nach dem Dreißigjährigen Kriege auf ein Jahrhundert hinaus wirklich recht gut daran taten, von den Franzosen zu lernen. Gottsched war durchaus ein deutschgesinnter Mann; er verlangte als Patriot im Theater die Befolgung des französischen Vorbilds. Handelte es sich bei Andern vielfach auch nur um Manieren, Zeremonien, Formen, so gilt doch auch davon Goethes spätere Lehre, daß sich das Äußere und Innere nicht trennen läßt. Er hat denn auch immer die Franzosen als unsere Vorgänger in der Politur und Kultur geehrt. „Welche unendliche Kultur ist schon an den Franzosen vorübergegangen, wo wir Deutsche noch ungeschlachte Bursche waren!“ So rief er im Alter einmal aus; und vorhin schon lasen wir die Stelle: „Der Deutsche, seit beinahe zwei Jahrhunderten in einem unglücklichen, tumultuarischen Zustande verwildert, begab sich bei den Franzosen in die Schule, um lebensartig zu werden.“

So war das Eindringen der Franzosen und des französischen Wesens im Ganzen zuträglich. Wenn Dem gegenüber auf die Verschwendung, Prunkerei und Mätressenwirtschaft der kleinen deutschen Fürsten hingewiesen

wird, die dem 14ten und 15ten Ludwig nachahmten, so kann man wohl fragen, ob sie ohne diese Vorbilder edler und enthaltamer gewesen wären; einige haben vielleicht nur darum allerlei Künste gefördert, weil sie in Paris und Versailles statt der altdeutschen Fresserei und Sauferei eine verfeinerte Genußsucht wahrnahmen. In einzelnen Fällen war freilich die Bevorzugung der Franzosen ungerecht. So scheiterte das kühne Hamburger Nationaltheater, an dem Lessing Berater war, zum Teil deshalb, weil französische Schauspieler in die Stadt kamen und mehr Zulauf hatten als die Truppe, in der ein Ekhof mitwirkte. Unvergeßlich ist auch, daß Friedrich der Große 1765, als der Posten des Königlichen Bibliothekars zu besetzen war, von Lessing, den man ihm sehr warm empfahl, nichts hören wollte, weil Voltaire einmal abfällig über diesen deutschen Gelehrten geurteilt hatte. Der arme Lessing blieb ein Vogel ohne Nest, und das Amt bekam ein französischer Benediktiner Pernetty, der sich recht untauglich erwies.

Es ist bekannt, daß Goethe sogar dieser Ungerechtigkeit Friedrichs gegen die neue deutsche Literatur die gute Seite abzugewinnen mußte. Er meint, die preussischen und deutschen Schriftsteller hätten gewissermaßen mit dem bewunderten Könige gerungen, daß er sie anerkenne. Dies Ziel erreichten sie zwar nicht, aber sie erstarkten doch im Ringen. (Dicht. u. Wahrh. 2, 7.) Und am Widerstreben gegen das französische Wesen lernten ja auch die Deutschen erst sich selber als Volk empfinden und ihre eigenen Vorzüge, ihren eigenen Besitz schätzen.



2. Goethes Verhältnis zu den Franzosen.

Achtzehntes Jahrhundert.

Schon in früher Kindheit lernte Goethe verschiedene Arten der Franzosen kennen. Seine Vaterstadt lag an großen Verkehrsstraßen und war zu den Messzeiten eine Stätte lebhaften Handels und mancherlei Vergnügungen. Da sah man unter den Reisenden und Verweilenden oft auch die westlichen Nachbarn. Als Wolfgang vier Jahre alt war, wurde Voltaire auf der Fahrt durch Frankfurt verhaftet und einige Tage gefangen gehalten, denn König Friedrich hatte damals Ursache, seinem bisher verhätſchelten Freunde zu grollen und zu mißtrauen. In Frankfurt gab es namentlich auch eine französische reformierte Gemeinde. Diese Fremden waren eingewandert und zugelassen, als die kirchliche Verfassung der Stadt bereits die Rechte der Lutheraner und Katholiken festgelegt, andere Glaubenslehren dagegen ausgeschlossen hatte. So konnten die neuen Reformierten in der Stadt selbst keine Schulen und Kirchen haben; sie mußten sich vor den Toren eine Versammlungsstätte einrichten. Aber ihre Verweisung ins Dorf gereichte ihnen bald zur Auszeichnung, denn sie brachten es rasch zu Wohlstand und konnten in glänzenden Kutschen am Sonntagmorgen zu ihrem Gottesdienste hinaus fahren, an den Lutherischen und Katholischen vorbei, die zu Fuß ihre Kirchen aufsuchten. Der Knabe Goethe begab sich

manchmal mit ihnen nach Bockenheim, um französische Predigten zu hören.

Wie anderwärts, so stellte auch in Frankfurt die Kolonie manche Lehrer und Lehrerinnen für die Alt-eingewessenen; auch der Knabe Goethe lernte sein erstes Französisch bei Marie Magdeleine Gachet. Da nun aber seine väterliche Familie gleichfalls zu den Eingewanderten und Aufstrebenden gehörte, so fanden er und seine Schwester ihre ranggleichen Jugendgefährten größtenteils unter diesen halbfranzösischen, halbdeutschen Reformierten.

In wieder ganz neuen Gestalten zeigte sich die berühmte Nation dem zehnjährigen Knaben, als die Franzosen im Kriege gegen Brandenburg-Preußen Frankfurt besetzten und sich dort häuslich einrichteten. Auch im Vaterhause gab es interessante Einquartierung, einen „Königsleutnant“. Ebenso reizvoll war die Schauspielergesellschaft, die die französischen Truppen unterhalten sollte oder wollte. Der Enkel des Bürgermeisters bekam eine Freikarte; er lernte nun im empfänglichsten Alter das französische Theater kennen und natürlich auch lieben.

Von der Komödie verstand ich am wenigsten, weil sie geschwind gesprochen wurde und sich auf Dinge des gemeinen Lebens bezog, deren Ausdrücke mir gar nicht bekannt waren. Die Tragödie kam seltener vor, und der gemessene Schritt, das Taktartige der Alexandriner, das Allgemeine des Ausdrucks machten sie mir in jedem Sinne faßlicher. Es dauerte nicht lange, so nahm ich den Racine, den ich in meines Vaters Bibliothek antraf, zur Hand und deklamierte mir die Stücke nach theatralischer Art und Weise, wie sie das Organ meines Ohres und das ihm so genau verwandte Sprachorgan gefaßt hatte, mit großer Lebhaftigkeit, ohne daß ich noch eine ganze Rede im Zusammenhang hätte verstehen

können. Ja, ich lernte ganze Stellen auswendig und rezitierte sie, wie ein eingelernter Sprachvogel . . .

Das versifizierte französische Lustspiel war damals sehr beliebt; die Stücke von Destouches, Marivaux, La Chaussée kamen häufig vor, und ich erinnere mich noch deutlich mancher charakteristischen Figuren. Von den Molièreschen ist mir weniger im Sinn geblieben. Was am meisten Eindruck auf mich machte, war die Hypermnestra von Lemierre, die als ein neues Stück mit Sorgfalt aufgeführt und wiederholt gegeben wurde.

Höchst anmutig war der Eindruck, den der Devin du Village, Rose et Colas, Annette et Lubin auf mich machten. Ich kann mir die behänderten Buben und Mädchen und ihre Bewegungen noch jetzt zurückerufen . . .

So will ich denn auch noch anführen, daß ich Diderots ‚Hausvater‘ und die ‚Philosophen‘ von Palissot gesehen habe und mich in letzterem Stück des Philosophen, der auf allen Bieren geht und in ein rohes Salathaupt beißt, noch wohl erinnere. (Dicht. u. Wahrh. 3. B.)

Berufskomödianten erwecken allemal auch die Lust zum Liebhabertheater. Der Knabe Goethe war nach ein paar Monaten Theaterbesuch im Französischen sicher genug, um in Racines ‚Britannicus‘, den man in einem vornehmen Hause von Kindern aufführen ließ, eine Hauptrolle zu spielen. Sechs Jahre später schrieb er seine Briefe ebenso bequem und gleich oft in französischer wie in deutscher Sprache; auch als Dichter französischer Verse war der Siebzehn- und Achtzehnjährige recht gewandt. In alten Jahren glaubte Goethe, er habe sein Französisch ganz ohne Unterricht gelernt; da hatte er jene Mademoiselle Gachet vergessen und dachte nicht daran, daß außer seinem Vater auch der Pensionatsvorsteher Pfeil, der eine Base des Vaters zur Frau hatte, ihn gelegentlich in die grammatische Schule genommen.

In der Hauptsache hatte er sich freilich die fremde Sprache angeeignet, wie Kinder ihre Muttersprache gewinnen: hörend, auffangend, nachplappernd. Und er trat in eine Gesellschaft ein, wo er nie außer Übung kam. Seine erste Universitätsstadt hieß schon vor ihm ein Klein-Paris, und der Satz „es bildet seine Leute“ meint eine Art französische Bildung. Das Theater zum Beispiel, das Goethe hier vorfand, war nur in der Sprache von dem französischen unterschieden, wie er es von Frankfurt her kannte: Stoff, Form, Gehalt der Stücke waren gleich. Und wir tun auch dem Leipziger Studenten Goethe kein Unrecht, wenn wir urteilen: er hätte ebenso gut ein Franzose sein und seine Gedichte und Dramata ebenso gut auf französisch schreiben können. Die Schriftsteller, die ihn damals beeinflussten, waren entweder Franzosen: Voltaire, Rousseau, oder standen nicht weit ab: Wieland und die Anakreontiker.

Nach Allem, was wir bisher bedachten, nimmt es uns auch nicht Wunder, daß Goethe im Einverständnis mit seinem Vater als zweite Universität das zu Frankreich gehörige Straßburg wählte. Wohlgemerkt: er wollte sich nicht auch einmal im fremden Lande umsehen und weiterbilden, sondern Abschluß seiner Studien, Examen und Titelgewinnung waren das vorgesezte Ziel. Und als er es erreichte, dachte er sogar eine Zeit lang, er könnte wohl als Professor in Straßburg leben oder in Paris Vorsteher der elsässischen Kanzlei werden. Daran, daß dieser Gedanke nicht größer wurde, hinderte ihn jedenfalls nicht die Erinnerung, daß er ein deutscher Reichsbürger war; politisch war er so unbefangen wie alle Welt.

Wohl aber trat jetzt die andere Tatsache vor ihn, daß der Deutschgeborene, wenn er sich auch recht gut in die französische Sprache und Gedankenwelt gefunden hat, dennoch kein vollkommener Franzose wird und daß ihn namentlich die echten Franzosen nicht als Ihresgleichen anerkennen. Gerade seine französische Sprache, die er so leicht und frei beherrschte, bereitete ihm Verdruß.

Die Franzosen, welche sich überhaupt eines guten Betragens befleißigen, sind gegen Fremde, die ihre Sprache zu reden anfangen, nachsichtig; sie werden Niemanden über irgend einen Fehler auslachen oder ihn deshalb ohne Umschweif tadeln. Da sie jedoch nicht wohl ertragen mögen, daß in ihrer Sprache gesündigt wird, so haben sie die Art, eben Dasselbe, was man gesagt hat, mit einer anderen Wendung zu wiederholen und gleichsam höflich zu bekräftigen, sich dabei aber des eigentlichen Ausdrucks, den man hätte gebrauchen sollen, zu bedienen und auf diese Weise den Verständigen und Aufmerksamen auf das Rechte und Gehörige zu führen.

So sehr man nun, wenn es einem ernst ist, wenn man Selbstverleugnung genug hat, sich für einen Schüler zu geben, hierbei gewinnt und gefördert wird, so fühlt man sich doch immer einigermassen gedemütigt und, da man doch auch um der Sache willen redet, oft allzusehr unterbrochen, ja abgelenkt, und man läßt ungeduldig das Gespräch fallen. Dies begegnete besonders mir vor Anderen, indem ich immer etwas Interessantes zu sagen glaubte, dagegen aber auch etwas Bedeutendes vernehmen und nicht immer bloß auf den Ausdruck zurückgewiesen sein wollte; ein Fall, der bei mir öfter eintrat, weil mein Französisch viel buntscheckiger war als Das irgend eines anderen Fremden. Von Bedienten, Kammerdienern und Schildwachen, jungen und alten Schauspielern, theatralischen Liebhabern, Bauern und Helden hatte ich mir die Redensarten, so wie die Akzentuationen gemerkt, und dieses babylonische Idiom sollte sich durch ein wunderliches Ingrediens noch mehr verwirren, indem ich den französischen refor-

mierten Geistlichen gern zuhörte. Aber auch hiermit sollte es noch nicht genug sein: denn als ich in den Jünglingsjahren immer mehr auf die Deutschheit des sechzehnten Jahrhunderts gewiesen ward, so schloß ich gar bald auch die Franzosen jener herrlichen Epoche in diese Neigung mit ein. Montaigne, Amyot, Rabelais, Marot waren meine Freunde und erregten in mir Anteil und Bewunderung. Alle diese verschiedenen Elemente bewegten sich nun in meiner Rede chaotisch durcheinander, so daß für den Zuhörer die Intention über dem wunderlichen Ausdruck meist verloren ging, ja, daß ein gebildeter Franzose mich nicht mehr höflich zurechtweisen, sondern geradezu tadeln und schulmeistern mußte. Uebermals ging es mir also hier wie vordem in Leipzig, nur daß ich mich diesmal nicht auf das Recht meiner Vatergegend, so gut als andere Provinzen idiotisch zu sprechen, zurückziehen konnte, sondern hier, auf fremdem Grund und Boden, mich einmal hergebrachten Gesetzen fügen sollte.

Vielleicht hätten wir uns auch wohl hierin ergeben, wenn uns nicht ein böser Genius in die Ohren geraunt hätte, alle Bemühungen eines Fremden, französisch zu reden, würden immer ohne Erfolg bleiben; denn ein geübtes Ohr höre den Deutschen, den Italiener, den Engländer unter seiner französischen Maske gar wohl heraus. Geduldet werde man, aber keineswegs in den Schoß der einzig sprachseligen Kirche aufgenommen. (Dicht. u. Wahrh.)

Was aber von der Sprache galt, zeigte sich auch anderwärts. Zwischen den Franzosen und den Elsässern, in deren Gesellschaft Goethe lebte, bestand kein politischer oder sonstiger Haß; aber man empfand bei der engen Nachbarschaft doch oft die Unterschiede. Neckereien und kleine Reibereien blieben nicht aus; die Elsässer verharrten um so fester in ihrer Sprache und ihren Sitten. Besonders verdrießlich war die Behauptung der Franzosen, daß nur bei ihnen der gute Geschmack zu Hause sei, daß die Deutschen stets in einer gewissen Barbarei stecken blieben

und sogar, wenn ein Hochbegabter, wie der preußische König, sich die größte Mühe gebe, so fehle ihm schließlich doch das Erbteil des echten Franzosen: der gute Geschmack.

Die beiden Großmächte Natur und Kultur liegen ewig im Streit; Goethe kannte seit Jahren das Evangelium Rousseaus, des französisch schreibenden Schweizers, der sich ganz auf die Seite der unverbildeten Natur stellte; unser reisender Student war außerdem, zum Teil unter Herders Einfluß, auf große Dichterwerke aufmerksam geworden, die den Regeln der französischen Kunstlehrer gar nicht entsprachen und dennoch höchst wirksam sich erwiesen; er sah immer deutlicher, daß auch das ungebildete Volk poetisch begabt ist, daß zu außerordentlichen und dauernden Leistungen angeborene Kraft und echte Begeisterung nötiger sind als Gelehrsamkeit und Geschmack. So geriet er von der Literatur, der Poesie her in einen feindlichen Gegensatz zu den Franzosen. Gerade hier in Straßburg. Er und seine Kameraden.

Schon früher und wiederholt auf die Natur gewiesen, wollten wir daher nichts gelten lassen als Wahrheit und Aufrichtigkeit des Gefühls und den raschen derben Ausdruck desselben.

Freundschaft, Liebe, Brüderschaft,
Trägt Die sich nicht von selber vor?

war Losung und Feldgeschrei, woran sich die Glieder unserer kleinen akademischen Horde zu erkennen und zu erquickten pflegten. Diese Maxime lag zum Grunde allen unseren geselligen Gelagen, bei welchen uns denn freilich manchen Abend Better Michel in seiner weltbekannten Deutscherheit zu besuchen nicht verfehlte.

Gerade die französische Literatur konnte sich nicht den Jünglingen empfehlen, die in ursprünglicher Natur und Jugendkraft das Heil erblickten.

Sie war nämlich bejahrt und vornehm, und durch beides kann die nach Lebensgenuß und Freiheit umschauende Jugend nicht ergötzt werden.

Seit dem sechzehnten Jahrhundert hatte man den Gang der französischen Literatur niemals völlig unterbrochen gesehen. Ja, die inneren politischen und religiösen Unruhen sowohl als die äußeren Kriege beschleunigten ihre Fortschritte; schon vor hundert Jahren aber, so hörte man allgemein behaupten, solle sie in ihrer vollen Blüte gestanden haben. Durch günstige Umstände sei auf einmal eine reichliche Ernte gereift und glücklich eingebracht worden, dergestalt, daß die größten Talente des achtzehnten Jahrhunderts sich nur bescheidenlich mit einer Nachlese begnügen müssen.

Indessen war aber doch auch gar Manches veraltet, das Lustspiel am ersten, welches immer wieder aufgefrischt werden mußte, um sich, zwar minder vollkommen, aber doch mit neuem Interesse, dem Leben und den Sitten anzuschmiegen. Der Tragödien waren viele vom Theater verschwunden, und Voltaire ließ die jetzt dargebotene bedeutende Gelegenheit nicht aus den Händen, Corneilles Werke herauszugeben, um zu zeigen, wie mangelhaft sein Vorgänger gewesen sei, den er, der allgemeinen Stimme nach, nicht erreicht haben sollte.

Und eben dieser Voltaire, das Wunder seiner Zeit, war nun selbst bejahrt wie die Literatur, die er beinahe ein Jahrhundert hindurch belebt und beherrscht hatte. Neben ihm existierten und vegetierten noch, in mehr oder weniger tätigem und glücklichem Alter, viele Literatoren, die nach und nach verschwanden. Der Einfluß der Sozietät auf die Schriftsteller nahm immer mehr überhand: denn die beste Gesellschaft, bestehend aus Personen von Geburt, Rang und Vermögen, wählte zu einer ihrer Hauptunterhaltungen die Literatur, und Diese ward dadurch ganz gesellschaftlich und vornehm. Standespersonen und Literatoren bildeten sich wechselsweise und mußten sich wechselsweise verbilden; denn alles Vornehme ist eigentlich ablehnend, und ablehnend ward auch die französische Kritik, verneinend, herunterziehend, mißredend. Die höhere Klasse bediente sich solcher Urteile gegen die Schriftsteller; die Schriftsteller, mit etwas weniger Anstand, verfuhrten so unter-

einander, ja gegen ihre Gönner. Konnte man dem Publikum nicht imponieren, so suchte man es zu überraschen oder durch Demut zu gewinnen; und so entsprang, abgesehen davon, was Kirche und Staat im Innersten bewegte, eine solche literarische Gärung, daß Voltaire selbst seiner vollen Tätigkeit, seines ganzen Ubergewichts bedurfte, um sich über dem Strome der allgemeinen Nichtachtung emporzuhalten. Schon hieß er laut ein altes eigenwilliges Kind; seine unermüdet fortgesetzten Bemühungen betrachtete man als eitles Bestreben eines abgelebten Alters; gewisse Grundsätze, auf denen er seine ganze Lebenszeit bestanden, deren Ausbreitung er seine Tage gewidmet, wollte man nicht mehr schätzen und ehren; ja, seinen Gott, durch dessen Bekenntnis er sich von allem atheistischen Wesen loszusagen fortfuhr, ließ man ihm nicht mehr gelten; und so mußte er selbst, der Altvater und Patriarch, gerade wie sein jüngster Mitbewerber auf den Augenblick merken, nach neuer Gunst haschen, seinen Freunden zu viel Gutes, seinen Feinden zu viel Übles erzeigen und, unter dem Schein eines leidenschaftlich wahrheitsliebenden Strebens, unwahr und falsch handeln. War es denn wohl der Mühe wert, ein so tätiges, großes Leben geführt zu haben, wenn es abhängiger enden sollte, als es angefangen hatte? Wie unerträglich ein solcher Zustand sei, entging seinem hohen Geiste, seiner zarten Reizbarkeit nicht; er machte sich manchmal sprung- und stoßweise Luft, ließ seiner Laune den Zügel schießen und hieb mit ein paar Fechterstreichen über die Schnur, wobei sich meist Freunde und Feinde unwillig gebärdeten: denn Jedermann glaubte ihn zu übersehen, obschon Niemand es ihm gleich tun konnte. Ein Publikum, das immer nur die Urteile alter Männer hört, wird gar zu leicht altklug, und Nichts ist unzulänglicher als ein reifes Urteil, von einem unreifen Geiste aufgenommen.

Uns Jünglingen, denen bei einer deutschen Natur- und Wahrheitsliebe als beste Führerin im Leben und Lernen die Redlichkeit gegen uns selbst und Andere immer vor Augen schwebte, war die parteiische Unredlichkeit Voltaires und die Verbildung so vieler würdigen Gegenstände immer mehr zum Verdruß, und wir be- stärkten uns täglich in der Abneigung gegen ihn.

Voltaires Spöttereie über die Bibel behagte unseren jungen Deutschen am wenigsten; auch war ihnen die ganze französische Aufklärungsliteratur unerfreulich.

Auf philosophische Weise erleuchtet und gefördert zu werden, hatten wir keinen Trieb noch Hang; über religiöse Gegenstände glaubten wir uns selbst aufgeklärt zu haben, und so war der heftige Streit französischer Philosophen mit dem Pfaffentum uns ziemlich gleichgültig. Verbotene, zum Feuer verdamnte Bücher, welche damals großen Lärm machten, übten keine Wirkung auf uns. Ich gedenke statt aller des *Système de la Nature*, das wir aus Neugier in die Hand nahmen. Wir begriffen nicht, wie ein solches Buch gefährlich sein könnte. Es kam uns so grau, so kimmerisch, so totenhaft vor, daß wir Mühe hatten, seine Gegenwart auszuhalten, daß wir davor wie vor einem Gespenste schauderten. Der Verfasser glaubt sein Buch ganz eigens zu empfehlen, wenn er in der Vorrede versichert, daß er, als ein abgelebter Greis, soeben in die Grube steigend, der Mit- und Nachwelt die Wahrheit verkünden wolle. Wir lachten ihn aus: denn wir glaubten bemerkt zu haben, daß von alten Leuten eigentlich an der Welt Nichts geschätzt werde, was lebenswürdig und gut an ihr ist. „Alte Kirchen haben dunkle Gläser! — Wie Kirschen und Beeren schmecken, muß man Kinder und Sperlinge fragen!“ Dies waren unsere Lust- und Leibworte; und so schien uns jenes Buch als die rechte Quintessenz der Greisenheit, unschmackhaft, ja abgeschmackt.

Wenn wir von den Enzyklopädisten reden hörten oder einen Band ihres ungeheuren Werkes aufschlugen, so war es uns zu Mute, als wenn man zwischen den unzähligen bewegten Spulen und Weberstühlen einer großen Fabrik hingeht und vor lauter Schnarren und Rasseln, vor allem Aug' und Sinne verwirrenden Mechanismus, vor lauter Unbegreiflichkeit einer auf das mannigfaltigste ineinander greifenden Anstalt, in Betrachtung dessen, was alles dazu gehört, um ein Stück Tuch zu fertigen, sich den eigenen Rock selbst verleidet fühlt, den man auf dem Leibe trägt.

Diderot war nahe genug mit uns verwandt; wie er denn in alledem, weshalb ihn die Franzosen tadeln, ein wahrer Deutscher

ist. Aber auch sein Standpunkt war schon zu hoch, sein Gesichtskreis zu weit, als daß wir uns hätten zu ihm stellen und an seine Seite setzen können. Seine Naturkinder jedoch, die er mit großer rednerischer Kunst herauszuheben und zu adeln wußte, behagten uns gar sehr, seine wackeren Wildddiebe und Schleichhändler entzückten uns, und dieses Gefindel hat in der Folge auf dem deutschen Parnaß nur allzusehr gewuchert. So war er es denn auch, der, wie Rousseau, von dem geselligen Leben einen Ekelbegriff verbreitete, eine stille Einleitung zu jenen ungeheueren Weltveränderungen, in welchen alles Bestehende unterzugehen schien.

Am ärgerlichsten war dem Jüngling, der Stärkung, Freude, Begeisterung begehrte, das Vorherrschen des Tadelns und Absprechens in der literarischen Kritik jenes greisenhaften Volkes.

Immer hörte man nur das Lob der Vorfahren. Man forderte etwas Gutes, Neues — aber immer das Neueste wollte man nicht. Kaum hatte auf dem längst erstarrten Theater ein Patriot nationalfranzösische, herzerhebende Gegenstände dargestellt, kaum hatte ‚Die Belagerung von Calais‘ enthusiastischen Beifall gewonnen, so sollte schon dieses Stück mitsamt seinen vaterländischen Gefellen hohl und in jedem Sinne verwerflich sein. Die Sittenschilderungen des Destouches, an denen ich mich als Knabe so oft ergötzt, hieß man schwach; der Name dieses Ehrenmannes war verschollen; und wie viel andere Schriftsteller mußte ich nicht nennen, um derentwillen ich den Vorwurf, als urteile ich wie ein Provinzler, habe erdulden müssen, wenn ich gegen Jemand, der mit dem neuesten literarischen Strome dahinfuhr, irgend einen Anteil an solchen Männern und ihren Werken gezeigt hatte.

So wurden wir andern deutschen Gefellen denn immer verdrießlicher. Nach unseren Gesinnungen, nach unserer Natureigenheit liebten wir, die Eindrücke der Gegenstände festzuhalten, sie nur langsam zu verarbeiten und, wenn es ja sein sollte, sie so spät als möglich fahren zu lassen. Wir waren überzeugt, durch treues Aufmerken, durch fortgesetzte Beschäftigung lasse sich allen Dingen

etwas abgewinnen, und man müsse durch beharrlichen Eifer doch endlich auf einen Punkt gelangen, wo sich mit dem Urtheil zugleich der Grund desselben aussprechen lasse. Auch verkannten wir nicht, daß die große und herrliche französische Welt uns manchen Vortheil und Gewinn darbiete: denn Rousseau hatte uns wahrhaft zugesagt. Betrachteten wir aber sein Leben und sein Schicksal, so war er doch genötigt, den größten Lohn für Alles, was er geleistet, darin zu finden, daß er unerkannt und vergessen in Paris leben durfte.

In den Satz: „So waren wir denn an der Grenze von Frankreich alles französischen Wesens auf einmal bar und ledig“, faßt Goethe diesen Bericht schließlich zusammen. Wir deuteten schon auf die positive Ergänzung dazu: Die freudige Aufnahme von Shakespeare, Ossian, Goldsmith und anderen englischen Dichtern, die gesteigerte Bewunderung der Bibel, des Homer, der englischen und deutschen Volkslieder. Im Jahre 1771 feierte der aus Straßburg Heimgekehrte den 14. November als den Tag, wo der Name Wilhelm im Kalender steht, mit einer auf dem Papier hingeworfenen Rede zur Verherrlichung Shakespeares. Darin verspottet er nach Herzenslust von den Franzosen sogar auch Corneille und Racine, weil sie das griechische Theater zu erneuern glaubten: eher könne ein Marquis dem Alkibiades nahekommen als Corneille dem Sophokles folgen.

Französchchen, was willst du mit der griechischen Rüstung? Sie ist dir zu groß und zu schwer!

Darum sind auch alle französischen Trauerspiele Parodien von sich selbst. Wie Das so regelmäßig zugeht, und daß sie einander ähnlich sind wie Schuhe, und auch langweilig mitunter, besonders in genere im vierten Akte, Das wissen die Herren leider aus der Erfahrung.

Dann schlägt er auf die Schöngeister los, die an Shakespeare mäkelten.

Voltaire, der von jeher Profession machte, alle Majestäten zu lästern, hat sich auch hier als ein echter Thersit bewiesen. Wäre ich Ulysses, er sollte seinen Rücken unter meinem Szepter verzerren!

Goethe trat jetzt in seine blühendsten Jahre. Hatte er früher, besonders in Leipzig, nur als ein Schüler und Nachahmer der Franzosen und Italiener sein Talent im Rokoko-Stil spielen lassen, so stand er jetzt zwar wieder unter dem Einflusse von Ausländern: Briten und Griechen, oder er bewegte sich in den altdeutschen Formen des Hans Sachs, des Puppenspiels und des Volksliedes; jetzt aber war er Schüler und Meister zugleich. Wer ihn und seine Dichtungen kennen lernte, empfand jetzt in ihm das „Originalgenie“. Gesinnungsverwandte hatte er in Lenz, Wagner, Klingler, Heinse, Maler Müller, namentlich auch in Klopstock, Bürger und den Göttinger Bündlern. Die Angriffslust dieser neuen Partei aber richtete sich gegen die Franken und daheim gegen Wieland als die Verkörperung des französischen Geistes in deutscher Sprache.

Goethes Gegenstellung zur alten westlichen Kultur schloß nicht aus, daß er in einzelnen Franzosen Geistesverwandtschaft erkannte und liebte. Rousseau, der Schweizer, der Enkel eines evangelischen Predigers, machte von je eine Ausnahme; aber auch Diderot und besonders Mercier konnten von der deutschen Jugend zu ihrer Partei gezählt werden. In der Musik zeigte Gluck die deutsche Zukunftsrichtung; aber seine armen Landsleute waren noch nicht in der Lage, eine Umgestaltung

der großen Oper erstlich anzustreben. Im Sing- und Liederspiel aber konnte man den heiteren, gefälligen französischen Stückchen nicht böse sein. Goethe selber dichtete Texte in gleichem Tone; André aus der Offenbacher Reformierten-Kolonie war sein erster Komponist; auch der ihm noch näher befreundete Christoph Kayser mußte für ihn eine geliebte Melodie Gretrys einem eigenen Gedichte anpassen. Wie wenig Prinzipienreiter er war, zeigte der eben zum deutschen Shakespeare ausgerufene Goethe am deutlichsten, als er sein nächstes Drama nach dem ‚Göz v. Berlichingen‘ herausgab; es war der im französischen Sinne schulgerechte ‚Clavigo.‘¹⁾

Goethe fühlte auch in seinen deutschesten Jahren keinen Groll gegen Frankreich, während Klopstock und

¹⁾ Es ist sehr begreiflich, daß seine französischen Bewunderer der vieljährigen französischen Schulung Goethes einen dauernden und sehr guten Einfluß zuschrieben. Gérard de Nerval meint, Goethe verdanke den Franzosen „cette belle clarté, ce mouvement pur de style et cette méthode de progression, si rares parmi ses compatriotes, et dont les principes remontent surtout à nos grands poètes du 17. siècle.“ Und Blaze de Bury urteilt 1839, Goethe habe von Frankreich genommen, was ihm Deutschland nie hätte geben können; seine wunderbare Harmonie entstehe zum Teil aus persönlichen Gaben, zum Teil aus deutschem Idealismus, zum dritten Teil aber „de cette raison calme et droite, de cet esprit critique, de cet admirable sens commun que nous avons au plus haut degré.“ Ergänzend hat Paul Bastier angedeutet, daß schon Goethes Mutter den Franzosen ganz vergessen lasse, „qu'elle n'a pas vécu sous notre ciel. Dans sa bonne humeur, dans sa nature pleine de spontanéité, nous apercevons quelque chose de très voisin du caractère français.“

seine Göttinger Schüler in solchem Hasse schwelgten. Ihr Haß war freilich ein recht unklares Gefühl, das sich noch gegen den schon längst heimgegangenen Karl den Großen richtete, der ihre sächsischen Vorfahren hingemegelt hatte, auch gegen den ebenfalls verflossenen Ludwig den Bierzehnten und schlechtweg gegen alle Tyrannen und Sittenverderber. Politisch waren gerade um 1770 die Franzosen dem Deutschen Reiche gar nicht lästig oder feindlich; auch erinnern wir uns, daß man damals noch kein Bedürfnis fühlte, Staatszugehörigkeit und Volkstum zu vereinigen. Friß Stolberg glaubte sich im Jahre 1812 zu erinnern, daß bei der Rhein- und Schweizreise, die er im Mai 1775 mit seinem Bruder Christian, dem Freiherrn v. Haugwitz und Goethe unternahm, auch in diesem Letzteren „ein patriotisches Feuer so mächtig sprühete.“ Gut bezeugt ist, daß Stolberg selber damals schon „die Franken“ haßte, in denen er die Besieger und Mörder seiner persönlichen Vorfahren (vor tausend Jahren!) sah, daß ihm am Oberrhein das Herz weh tat „beim Anblick des bezwungenen, nun französischen Ufers“, daß er eine Wiedergewinnung des Elsasses erhoffte, wenn sich erst die Deutschen ermannet und vereinigt haben würden. Goethe wird den Stolbergischen Schwärmereien gutmütig und belustigt zugestimmt haben, wie auch seine Mutter ihre Freude an den jungen Grafen hatte, die durchaus Tyrannen morden wollten und zunächst ihren Blutdurst in Rotwein stillten. Ihm selber lagen solche Gedanken sein Leben lang fern.

Auch bedeutet das ganze Sturm- und Drangwesen, gegen Goethes zweiundachtzig Jahre gehalten, doch nur eine bald vorübergehende Wachstumserscheinung. Diese Umsturzlust,

dieser Haß gegen Politur und Kultur, trat in der Gesellschaft anderer, von Haus aus wilderer Burschen stärker hervor, als sie eigentlich war; auch ein Führer wird ja von der Stimmung der ihm Folgenden mit ergriffen. Schon mit siebenundzwanzig Jahren ist Goethe wieder einig mit der alten Schule. Wir bemerken an ihm keine Abneigung gegen die französische Nation und ihre Literatur. Er erfreut sich nicht nur an Rousseaus nachgelassenen Liedern, sondern genießt auch Voltaires philosophische Romane — man merkt aus seinen Briefen, daß deren Kenntniss in der weimarischen Gesellschaft vorausgesetzt wurde — und las auch die nur mit der Hand vervielfältigte Pariser Zeitschrift, die damals der Deutschfranzose Grimm herausgab und die man vom Gothaer Hofe geliehen bekam. Sie enthielt manche Neuheiten der französischen Literatur, die noch nicht an die Öffentlichkeit kommen sollten, z. B. Diderots ‚Religieuse‘ und ‚Jacques le Fataliste‘; diesen letzteren Roman verschlang Goethe an einem Frühlingmorgen 1780 von 6 Uhr früh bis halb Zwölf mittags in einem Zuge, „mit unbeschreiblicher Wollust.“

Als Beamter und Freund des Herzogs bewegte Goethe sich oft in der vornehmen Welt, deren Verkehrssprache das Französische war. Im Sommer 1784 schrieb er, um sich in der Übung zu befestigen, sogar an die geliebte Frau v. Stein seine Briefe in dieser Sprache und auch in ihrem leichten schmeichelnden Tone:

Car, si jamais je pourrai apprendre cette langue que tout le monde croit savoir, ce sera par toi, et je serai bien aise de te devoir aussi ce talent comme je te dois tant de choses qui valent mieux.

Bemerkenswert war sein Verhalten gegen Friedrich den Großen. Andere deutsche Schriftsteller haßten diesen Verächter deutscher Sprache und Dichtung wenigstens als solchen; Klopstock, der sich als Dichterkönig fühlte, richtete Oden voll maßlosen Zornes gegen ihn und vergaß völlig, daß er einen großen Menschen und Herrscher vor sich hatte. Goethe dagegen hatte sehr bald nach dem erstaunlichen, aber nicht ebenso erfreulichen Erfolg des ‚Werther‘ auf den Beifall der Menge wie der Vornehmen verzichtet; er grollte also auch nicht, daß Friedrich ihn niemals beachtete. Er bedachte auch wohl, was Gleim zu Friedrichs Entschuldigung stets vorbrachte: daß Dieser in seiner bildsamsten Jugend zwar geistreiche Franzosen, unter den deutschen Dichtern aber nur hölzerne, langweilige Wortemacher kennen lernte und später kaum Zeit hatte, von den Fortschritten seiner schreibenden Landsleute Kenntnis zu nehmen. Kurz, Goethe sah in Friedrich das Wesentliche, die menschliche Erhabenheit. Auch dann noch, als Dieser den Fehler beging, über die deutsche Literatur, die er so schlecht kannte, eine Schrift herauszugeben. Der ‚Göz‘ ward darin verächtlich erwähnt als eine »imitation détestable de ces mauvaises pièces anglaises«, die dem Theaterpöbel freilich zusage. Goethe fühlte sich, als er die Schrift las, wohl zu einer Erwiderung gereizt und begann sie niederzuschreiben, aber bald ließ er sie liegen. Und als dann der ehrwürdige Justus Möser in Osnabrück ungefähr in seinem Geiste geantwortet hatte, dankte er Diesem herzlich. „Wenn der König meines Stückes in Unehren erwähnt, ist es mir nichts Befremdendes“, antwortete

er an Frau v. Voigts, Möfers Tochter. „Ein Vielgewaltiger, der Menschen zu Tausenden mit einem eisernen Zepter führt, muß die Produktion eines freien und ungezogenen Knaben unerträglich finden.“ Das war kein Bescheidenheits-Gebet. Der Dichter der ‚Iphigenie‘ und des ‚Tasso‘ stand selber der großen französischen Kunst wieder näher als seinem eigenen wilden Jugendwerke.

Seine Sehnsucht ging freilich nicht nach Frankreich, sondern nach Italien, und er wurde, indem er nach alter deutscher Art sich auch hinfort an fremdem Wesen bereicherte, nicht Franzose, sondern Römer und Hellene. Immerhin bedeutete Das ein gutes Verhältnis zu den westlichen Nachbarn, die ja von jeher Nachfolger der Lateiner und Griechen sein wollten.

Goethe leitete dann sechsundzwanzig Jahre das weimarische Theater. Wer den Hof und die Bürgerschaft zu unterhalten übernimmt, entwickelt in sich die größte mögliche Vielseitigkeit und Unparteilichkeit; er wird im Laufe der Jahre alles Brauchbare, alles zur Abwechslung Dienliche ergreifen. So hielt es auch Goethe, und bei diesem Rundgang um die dramatische Welt kam er sogar dazu, zwei Verstragödien Voltaires von der Art, wie sie vor 30 Jahren Lessing zerrissen und vernichtet hatte, zu übertragen und aufzuführen: ‚Mahomet‘ und ‚Tancred‘; er tat es besonders auf Wunsch Karl Augusts, der seiner Jugendliebe zur französischen Literatur treugeblieben war. „Nur bei den Franken war noch Kunst zu finden“, dichtete Schiller, bei dieser Gelegenheit dem Freunde zu Hilfe eilend, und der ehemalige Verfasser der ‚Räuber‘

und der ‚Millerin‘ rühmte jetzt diesen Franken wieder im selben Sinne, wie zwei Menschenalter vorher Gottsched getan hatte:

Ein Führer nur zum Bessern soll er werden,
Er komme wie ein abgeschiedner Geist,
Zu reinigen die oft entweihte Scene
Zum würdigen Sitz der alten Melpomene.

Von großer Bedeutung wurde dieser Rückfall in den französischen Klassizismus freilich nicht. Das Publikum ging nicht mit. Auch die Übersetzung von Racines ‚Phädra‘, an die Schiller seine letzte Lebenskraft wandte, tat wenig Wirkung. Goethe suchte jedoch nach wie vor auch die alten französischen Meisterwerke vorzuführen: von Racine außer der ‚Phädra‘ den ‚Mithridat‘, von Corneille den ‚Cid‘ und ‚Rodogune‘, von Voltaire außer ‚Mahomet‘ und ‚Zankred‘: ‚Zaire‘ und ‚Semiramis‘, von Molière den ‚Geizigen‘, den ‚Wundarzt‘ usw.

Bis an sein Lebensende sprach er mit Achtung und Liebe über die selben französischen Dichter, die auch er in stürmischer Jugendzeit geschmäht hatte. Schon in ‚Wilhelm Meisters Theatralischer Sendung‘ kommt Corneille wieder zu Ehren: „Soviel weiß ich, ein großes Herz hatte er gewiß“, und der alte Goethe rühmte ihn noch stärker: „Von Corneille ging eine Wirkung aus, die fähig war, Helden-seelen zu bilden; Das war etwas für Napoleon, der ein Heldenvolk nötig hatte, weshalb er denn von Corneille sagte, daß wenn er noch lebte, er ihn zum Fürsten machen würde.“ (Zu Eckermann, 1. April 1827.) Ein Gast meinte 1830 einmal: wenn Racine noch lebte, würde er manche Fehler vermeiden,

die seinen Stücken jetzt schaden. „Glauben Sie mir“, erwiderte ihm Goethe, „wünschen wir uns einen neuen Racine selbst mit den Fehlern des alten!“ Und er fügte hinzu: „Die Meisterwerke der französischen Bühne bleiben Meisterwerke für immer.“ (Zu Rozmian 1830.) Voltaire, der Vielseitige, Vielgeschäftige konnte ja nicht ebenso unbedingt gelobt werden, aber seine starke und reiche Begabung, seine Anmut waren doch mit Bewunderung anzuerkennen. In ihm und Ludwig den Bierzehnten habe sich die französische Nation verkörpert (oder spezifiziert, wie der Kanzler v. Müller es aufschrieb), meinte Goethe am 23. April 1823.

Voltaire kommt mir immer vor wie ein Zauberer, der einen Hexenkessel abschäumt. Es ist nur Schaum, was sein Löffel schöpft, aber ein verheulter Schaum, aus einem Kessel voll unendlicher Ingredienzien aufstehend. (Max. u. Meß.)

Eigentlich ist Alles gut, was ein so großes Talent wie Voltaire schreibt, wiewohl ich nicht alle seine Frechheiten gelten lassen möchte. Aber Sie [Eckermann] haben nicht unrecht, wenn Sie so lange bei seinen kleinen Gedichten an Personen verweilen; sie gehören ohne Frage zu den liebenswürdigsten Sachen, die er geschrieben. Es ist darin keine Zeile, die nicht voller Geist, Klarheit, Heiterkeit und Anmut wäre . . . Und bei all seiner Freiheit und Berwegenheit hat er sich immer in den Grenzen des Schicklichen zu halten gewußt, welches fast noch mehr sagen will. Ich kann wohl die Kaiserin von Osterreich [Maria Ludovika] als eine Autorität in solchen Dingen anführen, die sehr oft gegen mich wiederholt hat, daß in Voltaires Gedichten an fürstliche Personen keine Spur sei, daß er je die Linie der Konvenienz überschritten habe . . . Und dann hat es wohl nie einen Poeten gegeben, dem sein Talent jeden Augenblick so zur Hand war wie Voltaire. (16. Dez. 1828.)

In Diderot liebte er zugleich den älteren Lebensgenossen.

Seine Erzählungen: wie klar gedacht, wie tief empfunden, wie kernig, wie kräftig, wie anmutig ausgesprochen! Als uns Dies durch Grimms Korrespondenz in einzelnen Fragmenten zukam, wie begierig faßte man es auf, wie wußte man es zu schätzen!

Der eigentliche Liebling Goethes aber war Molière, den er stets uneingeschränkt lobte — was er zum Beispiel in bezug auf Shakespeare keineswegs tat.

Als Eckermann den Dichter des ‚Geizigen‘ einmal einen großen, reinen Menschen nannte, stimmte Goethe freudig ein: „Ja, reiner Mensch, Das ist das eigentliche Wort, was man von ihm sagen kann! Es ist an ihm nichts verbogen und verbildet. Und nun diese Großheit!“ Und als die Rede auf den ‚Eingebildeten Kranken‘ kam, meinte er: „Wenn wir für unsere modernen Zwecke lernen wollen, uns auf dem Theater zu benehmen, so wäre Molière der Mann, an den wir uns zu wenden hätten“. Und, nachdem er Dies an einer Scene ausgeführt, sagte er weiter:

Ich kenne und liebe Molière seit meiner Jugend und habe während meines ganzen Lebens von ihm gelernt. Ich unterlasse nicht, jährlich von ihm einige Stücke zu lesen, um mich immer im Verkehr des Vortrefflichen zu erhalten. Es ist nicht bloß das vollendete künstlerische Verfahren, was mich an ihm entzückt, sondern vorzüglich auch das lebenswürdige Naturell, das hochgebildete Innere des Dichters. Es ist in ihm eine Grazie und ein Takt für das Schickliche und ein Ton des feinen Umgangs, wie es seine angeborene schöne Natur nur im täglichen Verkehr mit den vorzüglichsten Menschen seines Jahrhunderts erreichen konnte.



3. Kriegszeit.

Nach dem endlichen Abschlusse des Siebenjährigen Krieges war der bei Rossbach, Krefeld und Minden besiegte „Franke“ auf ein Menschenalter hinaus für Deutschland ein friedlicher Nachbar. Unter dem unwürdigen fünfzehnten und dem unfähigen sechzehnten Ludwig wuchsen die innern Nothstände und die Unzufriedenheit des Volkes gegen seine Ausbeuter immer mehr an; zu Kriegen nach außen hätten die Kräfte nicht ausgereicht.

Im Juni und Juli 1789 verbreitete sich die Kunde von den ersten Ereignissen der gewaltigen französischen Volkserhebung; überall erregte sie in den Köpfen und Herzen größte Unruhe. Wie würde dieser Umsturz enden? Die Neuschöpfung konnte sich nicht auf Frankreich beschränken!

Jetzt gab es plötzlich auch in Deutschland, wo man bisher gar wenig politisiert hatte, zwei Parteien. Die bisherigen Freundeskreise, ja die Familien waren zerrissen; wenn alte Bekannte sich begegneten, mußten sie erst vorsichtig tasten, zu welchem Heere der Andere gehöre. Und, wie die Menschen sind, verfochten die Meisten ihre Meinung heftig und ungerecht. Die Verjagung aller Fürsten schien jetzt auch solchen Leuten ein herrliches Ziel, die eben noch von der Gnade ihrer oder fremder Landesherren das Nötige und Angenehme erbeten hatten.

Goethe litt unter dieser allgemeinen Aufgeregtheit sehr. Für seine Person hatte er erst vor kurzem nach langer Prüfung sich und sein Schicksal wieder einem Fürsten, der zugleich sein Freund war, anvertraut; er war wieder

Staatsdiener geworden und stand mit dem Adel und der Beamtenschaft in freundschaftlichen Verhältnissen. An demokratische Regierungsformen hatte er nicht den geringsten Glauben; vor einer losgelassenen Menge graute es ihm. Andererseits wußte er recht gut, daß die Vorgänge in Paris und Versailles zureichende Ursachen gehabt hatten und daß auch in der Heimat von den Oberen viele Fehler begangen waren. Nach stiller Poeten-Art setzte er sich im Frühjahr 1790 mit beiden Parteien auf dem Papiere auseinander. Da schalt er auf die Demagogen:

Alle Freiheitsapostel, sie waren mir immer zuwider;
 Willkür suchte doch nur Jeder am Ende für sich.
 Willst du Viele befrei'n, so wag' es, Vielen zu dienen.
 Wie gefährlich Das sei, willst du es wissen? — Versuch's!

Frankreichs traurig Geschick, die Großen mögen's bedenken;
 Aber bedenken fürwahr sollen es Kleine noch mehr.
 Große gingen zugrunde; doch wer beschützte die Menge
 Gegen die Menge? Da war Menge der Menge Tyrann.

Aber er erinnerte auch die vornehmen Herren an ihre Sünden:

Lange haben die Großen der Franzen Sprache gesprochen,
 Halb nur geachtet den Mann, dem sie vom Munde nicht floß.
 Nun lallt alles Volk entzückt die Sprache der Franken.
 Zürnet, Mächtige, nicht! Was ihr verlangt, geschieht!

„Sage, tun wir nicht recht? Wir müssen den Pöbel betrügen!
 „Sieh nur, wie ungeschickt, sieh nur, wie wild er sich zeigt!“ —
 Ungeschickt und wild sind alle rohen Betrogenen;
 Seid nur redlich und so führt ihn zum Menschlichen an.

„Jene Menschen sind toll“, so sagt ihr von heftigen Sprechern,
 Die wir in Frankreich laut hören auf Straßen und Markt.
 Mir auch scheinen sie toll; doch redet ein Toller in Freiheit
 Weise Sprüche, wenn ach! Weisheit in Sklaven verstummt.

Im Ganzen zeigte sich Goethe jetzt konservativ, oder nach damaliger Benennung aristokratisch und royalistisch, und so bedeutete die französische Revolution für ihn eine Entfremdung von vielen alten Gefährten und eine Trennung von Andern, mit denen er sonst wohl hätte leben können.

* * *

Ein Wunsch seines Herzogs führte es dann herbei, daß er, der Friedensmann, zu dem Kriege mitzog, den im Sommer 1792 die deutschen Monarchen zum Schutze der französischen Königsfamilie unternahmen. Jetzt endlich kam er ins eigentliche Frankreich hinein. Er dachte sich schon aus, was für hübsche Sachen er aus Paris mit nach Hause bringen wollte; aber es war im Schicksalsbuche geschrieben, daß er auch jetzt nur ein kleines Stückchen des Nachbarreiches sehen sollte — soweit es durch den beständigen Regenvorhang zu sehen war. Er kam über Trier und Luxemburg bis Verdun und in die Orte am Westabhange der Argonnen.

Er sah also nur weniger begünstigte Teile des Landes; um so mehr fiel ihm auf, daß die Einwohner nirgends Not zu leiden schienen und daß selbst hungernde Dorfknaben kein Kommißbrot annahmen. Sie seien Besseres gewöhnt: *du bon pain, de la bonne soupe, de la bonne viande, de la bonne bière.* „Weiß und schwarz Brot ist eigentlich das Schibboleth, das Feldgeschrei zwischen Deutschen und Franzosen.“ Goethe spricht es nicht aus, aber man liest es zwischen den Zeilen, daß er in den weimarischen Dörfern mehr Not

und Rückständigkeit zu sehen gewöhnt war, als er hier in den unwirtlichen Argonnen fand.

Ein von der Natur nicht gesegnetes Land, das aber denn doch seine wenigen, arbeitsamen, ordnungsliebenden, genügsamen Einwohner allenfalls ernährt. Reichere und vornehmere Gegenden mögen eine solche freilich geringschätzig behandeln; ich aber habe keineswegs Ungeziefer und Bettelherbergen dort getroffen. Von Mauerwerk gebaut sind die Häuser, und überall hinreichende Tätigkeit.

Die alte städtische Kultur konnte er in Verdun betrachten. Als er dort die berühmten Liköre durchgekostet und außer ihnen auch Drageen, „überzuckerte kleine Gewürzkörner in sauberen zylindrischen Deuten“ eingekauft hatte, machte er eine Sendung für die Freundinnen daheim zurecht, um sie zu überzeugen, „daß wir in einem Lande wallfahrteten, wo Geist und Süßigkeit niemals ausgehen dürfen.“

Überall fielen ihm die guten Sitten der Eingeborenen auf. So machten in Arlon, das jedoch schon in den österreichischen Niederlanden lag, die Einwohner einen ganz vortrefflichen Eindruck.

Bei allen solchen schon erlittenen und noch zu fürchtenden Unbilden zeigten sich diese Personen in bürgerlicher Würde, Freundlichkeit und gutem Benehmen zu unserer Verwunderung, wovon uns in den französischen ersten Dramen alter und neuer Zeit ein Abglanz herübergekommen ist. Von einem solchen Zustande können wir uns in eigener vaterländischer Wirklichkeit und ihrer Nachbildung keinen Begriff machen. Die »petite ville« mag lächerlich sein, die „deutschen Kleinstädter“ sind absurd.

Ebenso erfreute sich Goethe an der feinen Hausordnung bei einem Schmiede in Sivry, besonders an der Kinderzucht:

Die Nacht war herangekommen, die Kinder sollten zu Bette gehen; sie näherten sich Vater und Mutter ehrfurchtsvoll, verneigten sich, küßten ihnen die Hand und sagten: Bon soir, Papa! bon soir, Maman! mit wünschenswerter Anmut.

Aber viel deutlicher sah und empfand jetzt Goethe doch das neue Frankreich. Es geschah ja das ganz Unerwartete: die berühmten deutschen Heere, die sich fast geschämt hatten, gegen die Horden der Rebellen kämpfen zu sollen, mußten vor ihnen zurückweichen. Am 19. September 1792 sprach Goethe nach der Kanonade von Balmy den berühmten Satz: „Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus.“ Jetzt zeigte sich zum ersten Male seit dem Altertume ein für sein Vaterland kämpfendes Volk. Dieser Feldzug, der noch in den Kabinetten der Fürsten beschlossen worden war, erwies sich als ein elendes Gemächte, sobald die Nation, in deren Angelegenheiten man sich mischen wollte, den hohen Herren des Auslands entgegen trat und ihnen die Tür wies. Jetzt war der Krieg auch nicht mehr eine bloße Angelegenheit der Berufssoldaten; aus den neuen französischen Volksrechten heraus erwuchsen die Landwehr und der Landsturm. „In der Gegend von Reims“, heißt es in Goethes Berichte acht Tage nach Balmy, „sollten sich zwanzigtausend Bauern zusammengerottet haben, mit Feldgerät und wild-ergriffenen Naturwaffen versehen; die Sorge war groß, auch Diese möchten auf uns losbrechen.“

* * *

Bald drangen die in ihrem Lande aufgestörten Franzosen über die Grenzen; sie eroberten recht schnell

und leicht die Niederlande und die deutschen Länder am Rhein; sie verkündigten den dortigen Völkern ihr Freiheits-Evangelium und wurden an vielen Orten freudig aufgenommen. Die Anhänger des Alten flohen vor ihnen: unser Dichter kannte Viele dieser Flüchtlinge und fühlte ihre Erlebnisse im Herzen mit. In den ‚Unterhaltungen deutscher Ausgewandeter‘ gestaltete er diese Eindrücke, besonders aber 1796 in ‚Hermann und Dorothea‘. Der Vorsteher einer linksrheinischen Gemeinde schildert da den raschen Wechsel der Ereignisse, und wie man die Franzosen kennen lernte:

Nicht kurz sind unsere Leiden;
Denn wir haben das Bittere der sämtlichen Jahre getrunken,
Schrecklicher, weil auch uns die schönste Hoffnung zerstört ward.

Denn wer leugnet es wohl, daß hoch sich das Herz ihm erhoben,
Ihm die freiere Brust mit reineren Pulsen geschlagen,
Als sich der erste Glanz der neuen Sonne erhob,
Als man hörte vom Rechte der Menschen, das Allen gemein sei,
Von der begeisternden Freiheit und von der löblichen Gleichheit!
Damals hoffte Jeder, sich selbst zu leben. Es schien sich
Aufzulösen das Band, das viele Länder umstrickte,
Das der Müßiggang und der Eigennuß in der Hand hielt.
Schauten nicht alle Völker in jenen drängenden Tagen
Nach der Hauptstadt der Welt, die es schon so lange gewesen
Und jetzt mehr als je den herrlichen Namen verdiente?
Waren nicht jener Männer, der ersten Verkünder der Botschaft,
Namen den höchsten gleich, die unter die Sterne gesetzt sind?
Wuchs nicht jeglichem Menschen der Mut und der Geist und die
Sprache?

Und wir waren zuerst, als Nachbarn, lebhaft entzündet.

Drauf begann der Krieg, und die Züge bewaffneter Franken
Rückten näher; allein sie schienen nur Freundschaft zu bringen.
Und Die brachten sie auch: denn ihnen erhöht war die Seele

Allen; sie pflanzten mit Lust die munteren Bäume der Freiheit,
 Jedem das Seine versprechend und jedem die eigne Regierung.
 Hoch erfreute sich da die Jugend, sich freute das Alter,
 Und der muntere Tanz begann um die neue Standarte.
 So gewannen sie bald, die überwiegenden Franken,
 Erst der Männer Geist mit feurigem, munterm Beginnen,
 Dann die Herzen der Weiber mit unwiderstehlicher Anmut.
 Leicht selbst schien uns der Druck des vielbedürftenden Krieges;
 Denn die Hoffnung umschwebte vor unsern Augen die Ferne,
 Lockte die Blicke hinaus in neueröffnete Bahnen.

O, wie froh ist die Zeit, wenn mit der Braut sich der Bräut'gam
 Schwinget im Tanze, den Tag der gewünschten Verbindung er-
 wartend!

Aber herrlicher war die Zeit, in der uns das Höchste,
 Was der Mensch sich denkt, als nah und erreichbar sich zeigte.
 Da war Jedem die Zunge gelöst; es sprachen die Greise,
 Männer und Jünglinge laut voll hohen Sinns und Gefühls.

Aber der Himmel trübte sich bald. Um den Vorteil der Herrschaft
 Stritt ein verderbtes Geschlecht, unwürdig, das Gute zu schaffen.
 Sie ermordeten sich und unterdrückten die neuen
 Nachbarn und Brüder und sandten die eigennützige Menge.
 Und es praßten bei uns die Obern und raubten im großen,
 Und es raubten und praßten bis zu dem Kleinsten die Kleinen
 Jeder schien nur besorgt, es bleibe was übrig für morgen.
 Allzugroß war die Not, und täglich wuchs die Bedrückung;
 Niemand vernahm das Geschrei: sie waren die Herren des Tages.

Da fiel Kummer und Wut auch selbst ein gelafnes Gemüt an;
 Jeder sann nur und schwur, die Beleidigung alle zu rächen
 Und den bittern Verlust der doppelt betrogenen Hoffnung.
 Und es wendete sich das Glück auf die Seite der Deutschen,
 Und der Franke floh mit eiligen Märschen zurücke.

Ein Stück dieses Kampfes sah Goethe 1793 mit
 eigenen Augen. Er wohnte, wiederum auf Wunsch
 seines Herzogs, der Belagerung von Mainz bei, das die

Franzosen sehr leicht gewonnen hatten. Am 24. Juli mußten sie es räumen:

Den Zug sahen wir in aller seiner Feierlichkeit herankommen. Angeführt durch preussische Reiterei, folgte zuerst die französische Garnison. Seltsamer war nichts, als wie sich dieser Zug ankündigte: eine Kolonne Marseiller, klein, schwarz, buntschedig, lumpig gekleidet, trappelten heran, als habe der König Edwin seinen Berg aufgetan und das muntere Zwergenheer ausgesendet. Hierauf folgten regelmäßiger Truppen, ernst und verdrießlich, nicht aber etwa niedergeschlagen oder beschämt. Als die merkwürdigste Erscheinung dagegen mußte jedermann auffallen, wenn die Jäger zu Pferde herauftritten; sie waren ganz still bis gegen uns herangezogen, als ihre Musik den Marseiller Marsch anstimmte. Dieses revolutionäre *Te Deum* hat ohnehin etwas Trauriges, Ahnungsvolles, wenn es auch noch so mutig vorgetragen wird; diesmal aber nahmen sie das Tempo ganz langsam, dem schleichenden Schritt gemäß, den sie ritten. Es war ergreifend und furchtbar und ein ernster Anblick, als die Reitenden, lange, hagere Männer von gewissen Jahren, die Miene gleichfalls jenen Tönen gemäß, heranrückten; einzeln hätte man sie dem Don Quixote vergleichen können, in Masse erschienen sie höchst ehrwürdig.

Die deutschen Fürsten blieben nicht lange einig; also wandte sich auch der Sieg von ihnen. Ein Gebiet nach dem andern fiel in die Hände der Franzosen. Deren Führer und Soldaten waren von einer überwältigenden Kriegstüchtigkeit; die Potsdamer Wachtparade verlor ihre Glorie. Thüringen blieb lange verschont; dagegen war Frankfurt wieder einmal von den Franzosen erobert gewesen, als Goethe im Sommer 1797 die Vaterstadt besuchte. Wie er seinem Amtskollegen, dem Geheimrat Voigt, schrieb, hörte er in Frankfurt „am liebsten diejenigen Personen sprechen, die, ihrer Geschäfte und Ver-

hältnisse wegen . . . besonders mit den Franzosen mancherlei zu schaffen gehabt haben und das Betragen dieses sonderbaren Volkes von mehr als einer Seite kennen lernten.“ Und er schilderte nach, was man ihm erzählt hatte.

Der Franzos ist nicht einen Augenblick still. Er geht, schwätzt, springt, pfeift, singt und macht durchaus einen solchen Lärm, daß man in einer Stadt und in einem Dorfe immer eine größere Anzahl zu sehen glaubt, als sich darin befinden, anstatt daß der Österreicher still, ruhig und ohne Äußerung irgend einer Leidenschaft gerade vor sich hinlebt.

Wenn man ihre Sprache nicht versteht, werden sie unwillig; sie scheinen diese Forderung an die ganze Welt zu machen; sie erlauben sich alsdann manches, um sich selbst ihre Bedürfnisse zu verschaffen. Weiß man aber mit ihnen zu reden und sie zu behandeln, so zeigen sie sich gleich als bons enfants und setzen sehr selten Unart oder Brutalität fort. Dagegen erzählt man von ihnen manche Erpressungsgeschichten unter allerlei Vorwänden, wovon verschiedene lustig genug sind. So sollen sie an einem Ort, wo Kavallerie gelegen, beim Abzuge verlangt haben, daß man ihnen den Mist bezahlen solle. Als man sich dessen geweigert, so setzten sie so viel Wagen in Requisition, als nötig sei, um diesen Mist nach Frankreich zu führen: da man sich denn natürlich entschloß, lieber ihr erstes Verlangen zu befriedigen.

An einigen andern Orten behauptet man: der abreisende General lasse sich jederzeit bestehen, um wegen Ersatz des Verlustes noch zuletzt von dem Orte eine Auflage fordern zu können.

Bei einer Mahlzeit sind ihre Forderungen so bestimmt und umständlich, daß sogar die Zahnstocher nicht vergessen werden.

Besonders ist jetzt der gemeine Mann sehr auf's Geld begierig, weil er keins erhält, ob er gleich genährt wird, und er sucht daher auch von seiner Seite etwas mit Façon zu erpressen und zu erschleichen. So hält z. E. auf dem Wege nach den Bädern jede ausgestellte Post die Reisenden an, untersucht die Pässe und ersinnt alle erdenklichen Schwierigkeiten, die man durch ein kleines Trink-

geld gar leicht hebt. Man kommt aber auch, wenn man nur Zeit verlieren und sich mit ihnen herumdisputieren will, endlich ohne Geld durch.

Als Einquartierung in der Stadt haben sie sowohl das erste als zweite Mal gutes Lob; dagegen waren ihre Requisitionen unendlich und oft lächerlich, da sie wie Kinder oder wahre Naturmenschen Alles, was sie sahen, zu haben wünschten.

In den Kanzleien ihrer Generäle wird die große Ordnung und Tätigkeit gerühmt, so auch der Gemeingeist ihrer Soldaten und die lebhafteste Richtung Aller nach einem Zweck. Ihre Generäle, obgleich meist junge Leute, sind ernsthaft und verschlossen, gebieterisch gegen ihre Untergebenen und in manchen Fällen heftig und grob gegen Landsleute und Fremde. Sie haben das Duell für abgeschafft erklärt, weil eine Probe der Tapferkeit bei Leuten, die so oft Gelegenheit hätten, sie abzulegen, auf eine solche Weise nicht nötig sei. Zu Wiesbaden forderte ein Trierischer Offizier einen französischen General heraus; Dieser ließ ihn sogleich arretieren und über die Grenze bringen.

Aus diesen wenigen Zügen läßt sich doch gleich übersehen, daß in Armeen von dieser Art eine ganz eigene Energie und eine sonderbare Kraft wirken müsse und daß eine solche Nation in mehr als einem Sinne fürchterlich sei.

Das neue Heer erweckte Bewunderung; über die französische Revolution dagegen lernte Goethe keineswegs freundlicher denken. „Franzium drängt in diesen verworrenen Tagen, wie ehemals Luthertum es getan, ruhige Bildung zurück,“ schrieb er 1796 auf. In Paris herrschten Blutgier und Wahnsinn. Goethe kannte diese schaudervolle Entwicklung auch aus vielen Unterhaltungen mit Emigrierten. Zuerst hatte er die Aristokraten, die an der Kampagne von 1792 teilnahmen, gehört; bald lernte er dann die vornehmen Familien und die Geistlichen kennen, denen Herzog Karl August in Eisenach und

Weimar zeitweilige Unterkunft gab. Viele dieser aus Frankreich Vertriebenen verscherzten sich das Mitleid, das man ihnen entgegenbrachte, sehr rasch; sie waren ein leichtfertiges, unnützes, oberflächliches, durch und durch eigennütziges vornehmes Gefindel. Aber unter ihnen gab es doch auch vortreffliche Menschen, die ihr Unglück mit echter Würde oder gutem Humor trugen und die man als Bereicherung der gebildeten Gesellschaft wohl schätzen konnte. So waren in Weimar ein Graf Dumanoir, ein Marquis Fumel und Andere bald einheimisch. Hier betätigte sich als Vorsteher einer vornehmen Lehranstalt namentlich auch Mounier, der 1789 Präsident der Nationalversammlung gewesen war; jetzt erklärte er, er wolle lieber in einem von Schlotfegern als in einem von Philosophen regierten Lande leben. Auch Camille Jordan, einst ein Mitglied des Rates der Fünfhundert, dann zur Deportation verurteilt, vor der er sich durch die Flucht rettete, hielt sich längere Zeit in Weimar auf. Desgleichen einige Jahre später die berühmte Frau v. Staël und ihr Freund Benjamin Constant, ein Denker, der den Deutschen sehr nahe stand. Man darf es wohl auf Gespräche mit diesen Personen zurückführen, daß Goethe noch 1824 einen Verfassungsstaat für Frankreich nicht angebracht hielt: das Volk habe zu viele verdorbene Elemente in sich.

Es ist in Frankreich Alles durch Bestechungen zu erreichen; ja, die ganze französische Revolution ist durch Bestechungen geleitet worden. (Zu Eckermann, 29. Februar 1824.)

* * *

Napoleon war der Bändiger der Revolution. Nach der Gesezmäßigkeit in Frankreich würde er auch den Frieden in Europa wieder herstellen: so hofften Viele. Kein Wunder, daß ihn Goethe bewunderte, denn seine größte politische Sehnsucht richtete sich immer auf feste Zustände, die dem Einzelnen gestatten, in seinem Bezirke sein Bestes zu leisten und daneben das Gute, was uns das Leben gönnt, zu genießen.

Einstweilen folgte freilich noch immer Krieg auf Krieg. Mit dem Ruhme Napoleons wuchs auch das Ansehen seiner Offiziere und Soldaten. Im Vergleich zu den vormals berühmten Preußen erschienen sie als stolze, freie Männer. So hörte sie auch im Sommer 1806 Goethe in Karlsbad rühmen.

Über eine pädagogisch-militärische Anstalt bei der französischen Armee gab uns ein trefflicher, aus Bayern kommender Geistlicher genaue Nachricht. Es werde nämlich von Offizieren und Unteroffizieren am Sonntage eine Art von Katechisation gehalten, worin der Soldat über seine Pflichten sowohl als auch über ein gewisses Erkennen, soweit es ihn in seinem Kreise fördert, belehrt werde. Man sah wohl, daß die Absicht war, durchaus kluge und gewandte, sich selbst vertrauende Menschen zu bilden; Dies aber setzte freilich voraus, daß der sie anführende große Geist dessenungeachtet über Jeden und Alle hervorragend blieb und von Raifonneurs nichts zu fürchten hatte.

In diesem Sommer 1806 ward auch Thüringen von den Heerscharen überflutet; die entscheidende Schlacht geschah am 14. Oktober in nächster Nähe von Goethes Wohnstädten Weimar und Jena. Er zweifelte schon vorher nicht an der Niederlage der Preußen; und als man den kommenden französischen Sieg als ein Unglück

beklagen wollte, antwortete er bitter: Die Franzosen hätten ja schon längst die Welt überwunden, dazu hätte es keines Bonaparte mehr bedurft! Er meinte die französische Sprache des Adels, die alten Kolonien der Refugiés, die neuen der politischen Emigranten, die vorgezogenen französischen Kammerdiener, die Köche, die Kaufleute usw. Alle Diese wären ja längst eine zweite Nation in Deutschland. Wir wären verkauft und verraten. (Frau v. Stein an ihren Sohn Fritß, 12. Okt. 1806.)

* * *

Als man nach einigen Wochen zur Ruhe kam, bestand der kleine Staat, dem Goethe seit dreißig Jahren als Beamter angehörte — er war jetzt der Rangälteste der Geheimen Räte — nur noch durch die verzeihende Gnade Napoleons und gehörte zum Rheinbunde, stand also unter französischer Aufsicht. Ein Auftreten gegen diese Oberherren war ganz ausgeschlossen. Ubrigens waren sie nicht erheblich fremder als die Preußen und Oesterreicher, die vor ihnen schon lange Monate in Weimar im Quartier gelegen und die Stadt nach dem Ausdruck der Herzogin Luise bereits ausgehungert hatten. Unter den französischen Offizieren waren von jeher viele Deutsche oder Halbdeutsche; jetzt kämpfte ja auch das südwestliche Deutschland auf Napoleons Seite. Diese alte Verbindung empfand man in Weimar von dem Tage an, wo die Franzosen einzogen. Der neue Stadtkommandant Denzel, ein Elsässer, hatte in Jena studiert; er legte als Einquartierung in Goethes Haus den gelehrten Denon, Napoleons Vertrauensmann in der Aneignung von

Kunstwerken; Denon aber war mit Goethe bereits in Italien gut bekannt geworden. Zum ersten Intendanten des Landes wurde der zweiundzwanzigjährige Mounier ernannt: er war in Weimar aufgewachsen, als dort sein Vater die Gunst des Herzogs genoß. Marschall Ney, ein Deutschgeborener, sorgte sogleich bei seiner Ankunft für die Sicherheit Goethes und Wielands. Kurz, die Eroberer zeigten sich als Franzosen und Weltbürger zugleich. Namentlich bei ihren Offizieren konnte jeder Bedrängte Schutz finden; diese Offiziere und weiterhin alle Reiter waren die beste Art Truppen, die man in Deutschland je gesehen hatte. „Und ein gelindes Verfahren beschwichtigte nach und nach die beunruhigten Gemüther“, erzählte Goethe später in seinen „Annalen“.

Nun gehörte Goethe, ganz abgesehen von seiner Gebundenheit als hoher Beamter, auch zu der besten Art Bürger, wenigstens zu jener Art, wie sie der Regent und der Soldat haben will.

Gib eine Norm zur Bürgerführung!

redet er sich selbst in einem Gedichtchen an und antwortet zugleich:

Hienieden
 Im Frieden
 Kehre Jeder vor seiner Türe;
 Bekriegt,
 Besiegt,
 Vertrage man sich mit der Einquartierung.

So zurückhaltend er sich jetzt, wie auch sonst, verhielt, so gab er doch seine Meinung deutlich genug zu verstehen, daß die Deutschen sich mit den Franzosen ver-

tragen sollten. Eine französische Rede auf Friedrich den Großen, die Johannes v. Müller am 29. Januar 1807 vor der Berliner Akademie der Wissenschaft hielt, ließ er in deutscher Übersetzung drucken, gerade weil der Redner angefeindet wurde. Er hatte nämlich am Schlusse sehr würdiger Ausführungen auch eine Huldigung Napoleons und der französischen Nation nicht unterlassen, und Das empfanden Manche als eine Fahnenflucht des preußischen Hofhistoriographen, der ja auch wirklich bald darauf in französisch-westfälische Dienste trat. Im nächsten Sommer lernte Goethe in Karlsbad den Deutschfranzosen Reinhard kennen, und, da er ihm gefiel, zeichnete er ihn gerade jetzt aus. „Der treffliche Mann“, so erzählte Goethe später, „schloß sich um so mehr an mich, als er, Repräsentant einer Nation, die im Augenblicke so viele Menschen wehe tat, von der übrigen geselligen Welt nicht wohlwollend angesehen werden konnte.“ (Annalen 1807). Im nächsten Jahre hatte Goethe seine Unterredung mit Napoleon und trug von da an das Band der Ehrenlegion. In den Annalen über 1811 lesen wir dann: „Lefebvre, französischer Legationssekretär, von Kassel kommend, durch Baron Reinhard angemeldet, regte im lebhaften Gespräch französische Rede, Poesie und Geschichte wieder auf, zu angenehmster Unterhaltung.“ Als im Februar 1812 Weimar einen eigenen französischen Gesandten erhielt, sahen Einige darin einen Aufpasser; Goethe aber befreundete sich mit dem edlen Manne, der dieser Baron v. Saint-Aignan war. Sicherlich empfand auch er die französische Oberherrschaft als eine schwere Last. Jede fremde Obrigkeit

bringt allerlei Uebelstände mit sich und wird dann auch als Ursache anderer Nöte gehaßt, die sie nicht verschuldet. Im unterdrückten Deutschland verbreitete sich jetzt eine ganz neue deutschvölkische, franzosenfeindliche Gesinnung, besonders unter Professoren, Studenten und Offizieren; es entstanden Geheimbünde und Verschwörungen. Goethe aber, von jenen Empörungslustigen schief angesehen, hoffte mit vielen Andern noch lange auf Napoleon, daß er nach Niederschlagung seiner letzten Feinde das westliche und mittlere Europa zu einem gut verwalteten, einigen, friedlichen und wohlhabenden Bundesgebiete gestalten werde. Zum Teil hofften sie es nur, weil sie sonst nicht gewußt hätten, wer eine bessere Zeit herbeiführen könnte. In Deutschland war kein Kaiser oder König, der Vertrauen erweckte. blieb also der Zar von Rußland als deutscher Trost. Oder man mußte sich in Englands Hände geben, obwohl doch Napoleons Beschuldigungen gegen dies Weltmacht-begehrende Krämervolk gut begründet schienen.

Napoleon blieb Jahr auf Jahr der Kriegsgott, also auch der Wohlstandsvernichter und Blutsauger. So ward er auch seinen Bewunderern zuletzt unerträglich. Als sein Winterfeldzug gegen Rußland schlimm ausging, erhoben sich zuerst die Preußen, dann auch andere Deutsche gegen ihn. Die begeisterte Jugend sang damals Zornlieder gegen die Franzmänner schlechtweg; die Herrscher von Rußland, Osterreich und Preußen betonten dagegen, daß der Krieg keineswegs gegen das französische Volk, sondern nur gegen den Abenteuerer Buonaparte gemeint sei. Auch Goethe unterschied nun zwischen den westlichen

Nachbarn, mit denen man in Frieden und Freundschaft leben könne, und den kriegsfüchtigen Eindringlingen, die zu vertreiben waren, wenn man es vermochte.

Leider reichte die eigene Kraft der patriotischen Deutschen nicht aus; sie bedurften des englischen Geldes und namentlich auch der russischen und halbasiatischen Kriegsvölker. Kühle Köpfe wie Goethe sahen jetzt also nicht einen Freiheitszustand, eine Selbständigkeit Deutschlands voraus, sondern eine neue Anlehnung, die bei der Schwäche der deutschen Staaten und Fürsten eine Art Unterwerfung bedeuten mußte. Rußland hatte die Führung im Kampfe gegen Frankreich und mußte sie auch nachher behalten. Rußland aber war ein kulturloser Völkerhaufen, dessen Oberschicht französisch sprach und immer als höchst verdorben berüchtigt war; war doch das Verbrechen auch in der kaiserlichen Familie von jeher eingenistet! Goethe hatte als Freund Karl Augusts manche besondere Kenntnisse und auch Gründe zu einer besonderen Abneigung, denn die Hoffnungen, die man in Weimar auf die Ehe des Erbprinzen mit der russischen Kaiserschwester gesetzt hatte, waren nicht erfüllt worden. Maria Paulowna blieb Russin und Großfürstin, wenigstens lange Zeit; sie und ihr mächtiger Bruder verrieten deutlich, daß sie kein Herz für die kleine deutsche Verwandtschaft hatten. Als in Weimar die siebenjährige französische Herrschaft zu Ende ging, zeigte sich die neue Freiheit zuerst darin, daß Kosaken in die Stadt stürmten und den guten französischen Gesandten hart bedrängten. Ein paar Tage darauf ergossen sich weitere Kosakenschwärme über Stadt und Land, und diese neuesten Freunde waren

durchaus nicht angenehmer als die eben geflohenen Franzosen oder Rheinbündler. Goethe mußte sich bei einem Obristleutnant v. Bock bedanken, der an ihn gedacht und ihm eine Schutzwache gesandt hatte; aus seinen Dankversen erkennen wir, wie wenig ihn diese neuen Gäste freuten:

Von allen Dingen, die geschehn,
Wenn ich es redlich sagen sollte,
So war's, Kosaken hier zu sehn,
Nicht eben, was ich wünschen wollte.
Doch als die heilig große Flut
Den Damm zerriß, der uns verengte,
Und Well' auf Welle mich bedrängte,
War dein Kosak mir lieb und gut.

Ein paar Tage danach sagte er zu Wilhelm v. Humboldt: das Heilmittel sei übler als die Krankheit; man werde die Knechtschaft los werden, aber zum Untergehen. Humboldt fühlte ganz anders, mußte aber zugeben, daß die Verheerungen der Kosaken „wirklich arg sind.“ (W. v. H. an seine Frau, 26. Oktober 1813.) Und ein paar Wochen darauf sprach Goethe sich gegen den Geschichtsschreiber Heinrich Luden ebenso aus:

Was ist denn [durch die Schlacht bei Leipzig] errungen oder gewonnen worden? Sie sagen: die Freiheit! Vielleicht würden wir es aber Befreiung nennen — nämlich Befreiung nicht vom Joche der Fremden, sondern von einem fremden Joch. Es ist wahr: Franzosen sehe ich nicht mehr und nicht mehr Italiener; dafür aber sehe ich Kosaken, Baschkiren, Kroaten, Magnaren, Kassuben, Samländer, braune und andere Husaren. Wir haben uns seit einer langen Zeit gewöhnt, unsern Blick nur nach Westen zu richten und alle Gefahr nur von dorthier zu erwarten, aber die Erde dehnt sich auch noch weithin nach Morgen aus.

Selbst wenn wir all das Volk vor unsern Augen sehen, fällt uns keine Besorgnis ein, und schöne Frauen haben Roß und Mann umarmt!

Lassen Sie mich nicht mehr sagen! Sie zwar berufen sich auf die vortrefflichen Proklamationen fremder Herren und einheimischer. Ja, ja! „Ein Pferd, ein Pferd! Ein Königreich für ein Pferd!“

Leider hat uns Luden nicht hinterlassen, was Goethe nun, da er endlich einmal aus sich herausging, noch weiter sagte. Seine Worte wurden „immer bestimmter, schärfer und ich möchte sagen: individueller.“ Das heißt: sie bezogen sich auf Kaiser Alexander, Großfürstin Maria Paulowna, Herzog Karl August, König Friedrich Wilhelm usw. Jedenfalls ward Luden „in dieser Stunde auf das innigste überzeugt, daß Diejenigen im ärgsten Irrtum sind, welche Goethe beschuldigen, er habe keine Vaterlandsliebe gehabt, keine deutsche Gesinnung, keinen Glauben an unser Volk, kein Gefühl für Deutschlands Ehre oder Schande, Glück oder Unglück. Sein Schweigen bei den großen Ereignissen und den wirren Verhandlungen dieser Zeit war lediglich eine schmerzvolle Resignation, zu welcher er sich in seiner Stellung und bei seiner genauen Kenntniss von den Menschen und von den Dingen wohl entschließen mußte.“

Man unterschied bis dahin am weimarischen Hofe die wichtigsten Personen als „Franzosen“ und „Russen“; Goethe stand zum Herzog, zur Herzogin Luise und zum Minister v. Voigt, die im Jahre 1812 die Franzosen immerhin noch lieber sahen als die Russen — und sich natürlich ein Jahr später mit den russischen Verbündeten anfreunden mußten. Da sprach man dann auch offen den Zorn gegen die Franzosen aus, den man früher hatte hinunterschlucken müssen.

Als dann Goethe im Sommer 1815 in seinen Heimatsbezirken die dortigen Missetaten der Franzosen schildern hörte und ihre Spuren noch mit eigenen Augen sah, schrieb er an Voigt, den vormals glühendsten Napoleons-Bewunderer, es sei doch ein rechtes Glück, daß man jetzt bei manchen National-Gebrechen wenigstens „die fremden Verbrechen“ los sei.

Denn was für Übel den Franzosen begegnen mag, so gönnt man es ihnen von Grund des Herzens, wenn man die Übel mit Augen sieht, mit welchen sie seit zwanzig Jahren diese Gegend [am Rhein und Main] quälten und verderbten, ja auf ewig entstellten und zerrütteten.

Das war aber auch nur eine Stimmung. Sein abschließendes Wort über die Kämpfe zwischen Deutschland und Frankreich sprach Goethe am 14. März 1830 zu Eckermann, als er der Vorwürfe gedachte, die jüngere Deutschtümler gegen seine Haltung in den Befreiungskriegen erhoben hatten und auch jetzt noch laut werden ließen:

Ich haßte die Franzosen nicht, wiewohl ich Gott danke, als wir sie los waren. Wie hätte auch ich, dem nur Kultur und Barbarei Dinge von Bedeutung sind, eine Nation hassen können, die zu den kultiviertesten der Erde gehört und der ich einen so großen Teil meiner eigenen Bildung verdanke!

Überhaupt ist es mit dem Nationalhaß ein eigenes Ding. Auf den untersten Stufen der Kultur werden Sie ihn immer am stärksten und heftigsten finden. Es gibt aber eine Stufe, wo er ganz verschwindet und wo man gewissermaßen über den Nationen steht und man ein Glück oder ein Wehe seines Nachbarvolks empfindet, als wäre es dem eigenen begegnet. Diese Kulturstufe war meiner Natur gemäß, und ich hatte mich darin lange befestigt, ehe ich mein sechzigstes Jahr erreicht hatte.

4. Eigenschaften und Zustände der Franzosen.

Wir wissen, daß Goethe schon in der Kindheit sehr verschiedene Arten Franzosen kennen lernte und daß bald nachher die neueste Literatur dieses Volkes sich ihm am eindrucklichsten in zwei Männern darstellte, die außer der Sprache nichts mit einander gemein hatten: Voltaire und Rousseau. Trotzdem finden wir auch bei ihm viele allgemeine Urtheile über diese Nachbarn. Gemeint sind dann die regelrechten Franzosen, die keltisch-romanischen und katholisch-erzogenen. Diejenigen, als deren Spitzen Ludwig der Vierzehnte und Voltaire gelten konnten.

Es ist früher schon angedeutet, daß Frankreich als ein sehr fruchtbares, sehr sonnenreiches Land seinen Einwohnern ein freudenreiches Dasein erleichtert. Unter seinen Erzeugnissen spielt der Wein eine ganz große Rolle; wenn Bismarck vom deutschen Charakter geurteilt hat, ihm fehle ein Schuß Rotwein, so weiß Jeder, daß der Franzose von diesem Element eher zu viel als zu wenig hat. Die Franzosen sind also muntere Leute, gewohnt das Leben zu genießen und einander in dieser Hinsicht viel nachzusehen.

Sie sind namentlich sehr gefellig. Sie fielen von je ihren Nachbarn als höchst lebhaft-gesprächig und an-schlußbedürftig auf. Sie brauchen immer den Andern, um sich zu betätigen; sie müssen beständig ihr Inneres äußern. Als Goethes Jugendfreund Merck im Jahre 1778

eine Kennzeichnung der europäischen Völker entwarf (Lavaters Phys. Fragm. V. 3), nannte er den Franzosen den besten Gesellschafter.

Sein Gesicht ist offen und verkündigt tausend angenehme, liebenswürdige Dinge beim ersten Anblick. Schweigen kann er nicht, es sei mit seinen Augen, seiner Zunge oder seinen übrigen Gesichtsmuskeln. Die Beredsamkeit seines Wesens ist oft betäubend . . . Sein Gang ist tanzend . . . Der Franzose ist ganz Miene, ganz Gebärde. Daher trägt der erste Totaleindruck selten und verkündigt ihn immer, wie er ist.

* * *

Durch fleißigen Verkehr mit einander werden die Menschen zwar nicht einig, aber minder uneinig; es bilden sich aus den Einzelgängern doch wenigstens Gruppen und Parteien, und daraus entstehen Gesamtkräfte, Gesamtleistungen. Goethe bewunderte die Pariser Zeitung »Globe«, obwohl er ihre kritisch-liberale Voreingenommenheit gegen alles Bestehende und Gütige gar nicht billigte. Er, der fast sein Leben lang einsam gewesen war, sah hier täglich eine Schar begabter Leute Hand in Hand arbeitend:

Was aber die Herren vom »Globe« für Menschen sind! Wie Die mit jedem Tage größer, bedeutender werden und alle wie von einem Sinne durchdrungen sind, davon hat man kaum einen Begriff. In Deutschland wäre ein solches Blatt rein unmöglich. Wir sind lauter Partikuliers; an Übereinstimmung ist nicht zu denken; Jeder hat die Meinung seiner Provinz, seiner Stadt, ja seines eigenen Individuums, und wir können noch lange warten, bis wir zu einer Art von allgemeiner Durchbildung kommen. (Eckermann, 3. Oktober 1828.)

Geselligkeit erzeugt namentlich auch angenehme Verkehrsformen, Höflichkeit, Sittenbeachtung. Sind Das auch zunächst nur äußerliche Tugenden, so empfehlen sie ihre Besitzer doch den Mitmenschen sehr.

Unsere Nachbarn, die Franken, in ihren früheren Zeiten hielten auf Höflichkeit viel; sie war dem Edeln und Bürger Wie den Bauern gemein, und Jeder empfahl sie den Seinen.

So spricht Dorothea (8. Gesang) und freut sich, daß man in ihrer Heimat von diesem guten Beispiel lernte:

Und so brachten bei uns auf deutscher Seite gewöhnlich
Auch die Kinder des Morgens mit Händeküssen und Knickchen
Segenswünsche den Eltern und hielten sittlich den Tag aus.

Goethe blieb bis zuletzt der Meinung, daß seine Landsleute in diese Schule zu gehen nötig hätten. Dabei meinte er nicht nur die Manieren der Kinder und Diener, sondern er dachte etwa an die Gelehrten, die sich bei abweichenden Überzeugungen oder Ergebnissen wie Grobiane und Holzhacker gegen einander gebärdeten, während es allemal eine Lust war, wenn man Franzosen zuschaute, die zum Zweikampf antraten. Seine Pariser Zeitung war so ein französischer Fechtboden:

Die Mitarbeiter des »Globe« sind Leute von Welt: heiter, klar, kühn bis zum äußersten Grade. In ihrem Tadel sind sie fein und galant, wogegen die deutschen Gelehrten immer glauben, daß sie Den sogleich hassen müssen, der nicht so denkt wie sie. (Im Juni 1826 zu Eckermann.)

Goethe war zum Teil deshalb ein Gegner der Pressfreiheit, weil sie rohen Lölpeln Raum gibt. Hat der Schriftsteller mit Verbot und Strafe zu rechnen, so findet er feinere Formen, um seine Tatsachen oder Meinungen

an die Lesenden zu bringen. Als 1827 der König und das Ministerium in Paris gegen die bisherige Freiheit der Presse vorgingen, verteidigte Goethe aus diesem Gesichtspunkte gegen seinen liberalen Freund Friedrich v. Müller dieses neue Gesetz, und zollte zugleich den Franzosen großes Lob:

Mir ist für die Franzosen in keiner Hinsicht bange. Sie stehen auf einer solchen Höhe welthistorischer Ansicht, daß der Geist auf keine Weise mehr zu unterdrücken ist. Das einschränkende Gesetz wird nur wohlthätig wirken, zumal da die Einschränkungen nichts Wesentliches betreffen, sondern nur gegen Persönlichkeiten gehen. Eine Opposition, die keine Grenzen hat, wird platt. Die Einschränkung aber nötigt sie, geistreich zu sein, und Dies ist ein sehr großer Vorteil. Direkt und grob seine Meinung herauszusagen, mag nur entschuldigt werden können und gut sein, wenn man durchaus recht hat. Eine Partei aber hat nicht durchaus recht, eben weil sie Partei ist, und ihr steht daher die indirekte Weise wohl, worin die Franzosen von je große Muster waren. Zu meinem Diener sage ich geradezu: „Hans, zieh mir die Stiefel aus!“ Das versteht er. Bin ich aber mit einem Freunde und ich wünsche von ihm diesen Dienst, so kann ich mich nicht so direkt ausdrücken, sondern ich muß auf eine anmutige, freundliche Wendung sinnen, wodurch ich ihn zu diesem Liebesdienst bewege. Die Nötigung regt den Geist auf, und aus diesem Grunde, wie gesagt, ist mir die Einschränkung der Pressfreiheit sogar lieb. Die Franzosen haben bisher immer den Ruhm gehabt, die geistreichste Nation zu sein, und sie verdienen es zu bleiben. Wir Deutschen fallen mit unserer Meinung gern gerade heraus und haben es im Indirekten noch nicht sehr weit gebracht.

*

*

*

*

Wer die Geselligkeit liebt, den Mitmenschen gefallen will und ihnen sein Wissen oder Können zeigen oder mitteilen möchte, strebt und erzieht sich auch zur Berständlichkeit, Klarheit, Einfachheit. In Deutschland haben

unzählige Gelehrte die Kunst, ihre Kenntnisse Anderen einigermaßen leicht zugänglich zu machen, nicht verstanden oder geradezu verschmäht; sie verzweifelten am Publikum und verachteten es; als sie nicht mehr lateinisch schrieben, war auch ihr Deutsch noch eine Art Geheimsprache; ihre Lehrbücher waren so abgefaßt, daß der Aufstieg zum Wissen des Herrn Professors dem Laien möglichst sauer gemacht wurde. Das geschah aus Mangel an gutem Willen oder aus Ungeschick und Weltfremdheit. Als Goethe einmal über den übeln Stil der deutschen Gelehrten, besonders der Philosophen redete (14. April 1824), meinte er, die Welt- und Geschäftsmänner, aber auch viele Frauen, schrieben bei uns erheblich besser als die eigentlichen Büchermenschen, und fuhr fort:

Die Franzosen verleugnen ihren allgemeinen Charakter auch in ihrem Stil nicht. Sie sind geselliger Natur und vergessen als solche nie das Publikum, zu dem sie reden. Sie bemühen sich, klar zu sein, um ihren Leser zu überzeugen, und anmutig, um ihm zu gefallen.

So war die Wissenschaft der Franzosen klar und praktisch im Vergleich zur deutschen, wobei es dahingestellt bleiben mag, welche andern Wurzeln diese großen Tugenden außerdem haben mögen. Schon der Jüngling Goethe lernte den überrheinischen Wissenschaftsbetrieb sehr eindrücklich kennen, als er seine juristischen Studien in Straßburg wieder aufnehmen wollte. Er erzählte später in *„Dichtung und Wahrheit“*, daß ihn sein elsässischer Freund Salzmann alsbald belehrt habe, wie ganz anders man es hier mit Studien und Prüfungen halte als auf deutschen Akademien, wo gelehrte Juristen ihre Schüler wieder zu gelehrter Juristerei ausbildeten.

Hier sei Alles, dem Verhältnis gegen Frankreich gemäß, eigentlich auf das Praktische gerichtet und nach dem Sinne der Franzosen eingeleitet, welche gern bei dem Gegebenen verharren. Gewisse allgemeine Grundsätze, gewisse Vorkenntnisse suche man einem Jedem beizubringen, man fasse sich so kurz wie möglich und überliefere nur das Notwendigste.

Er machte mich darauf mit einem Manne bekannt, zu dem man, als Repetenten, ein großes Vertrauen hegte; welches Dieser sich auch bei mir sehr bald zu erwerben wußte. Ich fing an, mit ihm zur Einleitung über Gegenstände der Rechtswissenschaft zu sprechen, und er wunderte sich nicht wenig über mein Schwadronieren. . . .

Mein Repetent, nachdem er mit meinem Umhervagieren im Diskurse einige Zeit Geduld gehabt, machte mir zuletzt begreiflich, daß ich vor allen Dingen meine nächste Absicht im Auge behalten müsse. Die nämlich, mich examinieren zu lassen, zu promovieren und alsdann allenfalls in die Praxis überzugehen. Um bei dem Ersten stehen zu bleiben, sagte er, so wird die Sache keineswegs im Weiten gesucht. Es wird nicht nachgefragt, wie und wo ein Gesetz entsprungen, was die innere oder äußere Veranlassung dazu gegeben; man untersucht nicht, wie es sich durch Zeit und Gewohnheit abgeändert, so wenig, als inwiefern es sich durch falsche Auslegung oder verkehrten Gerichtsbrauch vielleicht gar umgewendet. In solchen Forschungen bringen gelehrte Männer ganz eigens ihr Lebens zu; wir aber fragen nach Dem, was gegenwärtig besteht; Dies prägen wir unserem Gedächtnis fest ein, daß es uns stets gegenwärtig sei, wenn wir uns dessen zu Nutz und Schutz unserer Klienten bedienen wollen. So statten wir unsere jungen Leute für nächste Leben aus, und das Weitere findet sich nach Verhältnis ihrer Talente und ihrer Tätigkeit.

Die beherrschende Wissenschaft in Goethes geistigem Leben wurde bekanntlich nicht die Rechts-, sondern die Naturkunde, der er etwa als Dreißigjähriger sich entschieden zuwandte. Da hatte er sich denn, zumal da er eigene Wege ging, reichlich oft mit Vorgängern und

Zeitgenossen aus allen Ländern auseinanderzusetzen, und auch auf diesem Gebiete fand er die französische Art im Lobenswerten und Bedenklichen sehr ausgeprägt. Er schildert sie im Anschluß an eine Rede, die der jetzt vergessene Fontenelle (1657–1757) im Jahre 1727 zu Ehren Newtons vor der französischen Akademie hielt:

Es war nicht möglich, daß die Franzosen sich lange mit den Wissenschaften abgaben, ohne solche ins Leben, ja in die Sozietät zu ziehen und sie durch eine gebildete Sprache der Redekunst, wo nicht gar der Dichtkunst zu überliefern. Schon länger als ein halbes Jahrhundert war man gewohnt, über Gedichte und prosaische Aufsätze, über Theaterstücke, Kanzelreden, Memoiren, Lobreden und Biographien in Gesellschaften zu dissertieren und seine Meinung, sein Urteil gegenseitig zu eröffnen. Im Briefwechsel suchten Männer und Frauen der oberen Stände sich an Einsicht in die Welthändel und Charaktere, an Leichtigkeit, Heiterkeit und Anmut bei der möglichsten Bestimmtheit zu übertreffen; und nun trat die Naturwissenschaft als eine spätere Gabe hinzu. Die Forscher so gut als andere Literatoren und Gelehrte lebten in der Welt und für die Welt; sie mußten auch für sich Interesse zu erregen suchen und erregten es leicht und bald.

Aber ihr Hauptgeschäft lag eigentlich von der Welt ab. Die Untersuchung der Natur durch Experimente, die mathematische oder philosophische Behandlung des Erfahrenen erforderte Ruhe und Stille, und weder die Breite noch die Tiefe der Erscheinung sind geeignet, vor die Versammlung gebracht zu werden, die man gewöhnlich Sozietät nennt. Ja, manches Abstrakte, Abstruse läßt sich in die gewöhnliche Sprache nicht übersetzen. Aber dem lebhaften, geselligen, mundfertigen Franzosen schien Nichts zu schwer, und, gedrängt durch die Nötigung einer großen gebildeten Masse, unternahm er eben, Himmel und Erde mit allen ihren Geheimnissen zu vulgarisieren.

Dem Redner kommt es auf den Wert, die Würde, die Vollständigkeit, ja die Wahrheit seines Gegenstandes nicht an; die

Hauptfrage ist, ob er interessant sei oder interessant gemacht werde. Die Wissenschaft selbst kann durch eine solche Behandlung wohl nicht gewinnen, wie wir auch in neuerer Zeit durch das Feminisieren und Infantisieren so mancher höheren und profunderen Materie gesehen haben. Dasjenige, wovon das Publikum hört, daß man sich damit in den Werkstätten, in den Studierzimmern der Gelehrten beschäftige, Das will es auch näher kennen lernen, um nicht ganz albern zuzusehen, wenn die Wissenden davon sich laut unterhalten. Darum beschäftigen sich so viele Redigierende, Epitomisierende, Ausziehende, Urteilende, Vorurteilende; die launigen Schriftsteller verfehlen nicht, Seitenblicke dahin zu tun; der Komödienschreiber scheut sich nicht, das Ehrwürdige auf dem Theater zu verspotten, wobei die Menge immer am freiesten Atem holt, weil sie fühlt, daß sie etwas Edles, etwas Bedeutendes los ist und daß sie vor Dem, was Andere für wichtig halten, keine Ehrfurcht zu haben braucht.

Zu Fontenelles Zeiten war Dieses alles erst im Werden. Es läßt sich aber schon bemerken, daß Irrtum und Wahrheit, so wie sie im Gange waren, von guten Köpfen ausgebreitet und Eins wie das Andere wechselsweise mit Gunst oder Ungunst behandelt wurden. (Materialien zur Geschichte der Farbenlehre, Fontenelle.)

Diese laiengerechte Behandlung der Wissenschaften verstand namentlich auch Voltaire, der, als Geschichtsschreiber neu und einflußreich, auch auf mehreren anderen Gebieten seinen munteren Vortrag erglänzen ließ.

In der besten Zeit dieses außerordentlichen Mannes war es zum höchsten Bedürfnis geworden, Göttliches und Menschliches, Himmlisches und Irdisches vor das Publikum überhaupt, besonders vor die gute Gesellschaft zu bringen, um sie zu unterhalten, zu belehren, aufzuregen, zu erschüttern. Gefühle, Taten, Gegenwärtiges, Vergangenes, Nahes und Entferntes, Erscheinungen der sittlichen und der physischen Welt: von Allem mußte geschöpft, Alles, wenn es auch nicht zu erschöpfen war, oberflächlich gekostet werden.

Voltaire's großes Talent, sich auf alle Weise, sich in jeder Form zu kommunizieren, machte ihn für eine gewisse Zeit zum unumschränkten geistigen Herrn seiner Nation. Was er ihr anbot, mußte sie aufnehmen; kein Widerstreben half; mit aller Kraft und Künstlichkeit wußte er seine Gegner beiseite zu drängen, und was er dem Publikum nicht aufnötigen konnte, Das wußte er ihm aufzuschmeicheln, durch Gewöhnung anzueignen. (Mat. 3. Gesch. d. Farbenlehre.)

Da Voltaire sein Genie nach gar zu vielen Richtungen spielen ließ, ist es angebracht, neben ihm als repräsentierenden Gelehrten Frankreichs im achtzehnten Jahrhundert einen weniger Bestrittenen: den großen Naturforscher Buffon zu nennen. Seine ‚Naturgeschichte der Tiere‘ begann in Goethes Geburtsjahre zu erscheinen; ihre 24 Bände waren nur als ein Teil einer allgemeinen Naturgeschichte gedacht. Buffon, von Ludwig dem Fünfzehnten in den Grafenstand erhoben, verwaltete wichtige königliche Sammlungen.

Dieser vorzügliche Mann hatte eine heitere, freie Übersicht, Lust am Leben und Freude am Lebendigen des Daseins; froh interessiert er sich für Alles, was da ist. Lebemann, Weltmann, hat er durchaus den Wunsch, im Belehren zu gefallen, im Unterrichten sich einzuschmeicheln. Seine Darstellungen sind mehr Schilderungen als Beschreibungen; er führt die Kreatur in ihrer Ganzheit vor, besonders gern in Bezug auf den Menschen; deswegen er Diesem die Haustiere gleich folgen läßt. Er bemächtigt sich alles Bekannten; die Naturforscher nicht allein weiß er zu nutzen, der Resultate aller Reisenden versteht er sich zu bedienen. . . . Seine Tendenz geht in das Ganze, insofern es lebt, in einander wirkt und sich besonders auf den Menschen bezieht. . . . Gewiß ist, wenn wir jetzt [1831] seine Werke durchgehen, so finden wir, daß er aller Hauptprobleme sich bewußt war, mit welchen die Naturlehre sich beschäftigt, ernstlich bemüht, sie, wenn auch nicht immer glücklich, aufzulösen; dabei leidet die Ehrfurcht, die

wir für ihn empfinden, nicht im mindesten, wenn man einsieht, daß wir Späteren, als hätten wir manche der dort aufgeworfenen Fragen schon vollkommen gelöst, nur allzu frühzeitig triumphieren. Dem allen ungeachtet müssen wir gestehen, daß, wenn er sich eine höhere Ansicht zu gewinnen suchte, er die Hilfe der Einbildungskraft nicht verschmähte; wodurch denn freilich der Beifall der Welt merklich zunahm, er aber sich von dem eigentlichen Element, woraus die Wissenschaft gebildet werden soll, einigermaßen entfernte und diese Angelegenheiten in das Feld der Rhetorik und Dialektik hinüberzuführen schien. (Anzeige von Geoffroy's »Principes de Philosophie Zoologique«.)

Die Sprache ist ein Spiegel des geistigen Lebens; also war auch an der französischen Sprache die Klarheit und Bestimmtheit zu rühmen; sie meint es gut mit dem Leser oder Hörer, was sich ja von den deutschen Wort- und Satzungeheuern in gelehrten Büchern oder auch in Zeitungen nicht behaupten ließ. Sogar als Goethe seinen eigenen ‚Faust‘ in der Übersetzung Stapfers las, meinte er: das Werk nehme sich „in der französischen, Alles erheiternden, der Betrachtung, dem Verstande entgegenkommenden Sprache schon um vieles klarer und absichtlicher aus.“ An einer andern Stelle teilt er einige französische Sätze in einer Bücherbesprechung im Grundtexte mit, „da, wie uns ein Versuch belehrt hat, die sorgfältigste Übersetzung sich nicht der Klarheit und Entschiedenheit des Originals bemächtigen könnte.“ (Don Alonzo, von N. A. de Salvandy, 1824.) Wir heutigen Leser sehen in diesem Falle allerdings nicht mehr, inwiefern hier die deutsche Sprache zurückbleiben mußte; ebenso geben wir kaum zu, daß „unter andern Worten, die wir ihr beneiden müssen“, die französische Sprache

die Ausdrücke *s'acheminer* und *acheminement* vor uns voraus habe. (Zur Botanik, Wirkung dieser Schrift 1830.) Dagegen hat Goethe andere französische Worte als irreführend und unzulänglich bezeichnet; neben *matériaux* und *embranchement* leider auch *composition* – leider, da wir ja dies Fremdwort ebenso töricht anwenden. (Anzeige von Geoffroy's „Principes“ 1831 und mündlich zu Eckermann.)

* * *

Der Geselligkeitstrieb und die Kulturliebe der Franzosen haben ihren deutlichsten und folgenreichsten Ausdruck darin gefunden, daß im ganzen Lande eine Hauptstadt alle andern Städte weit hinter sich ließ: in Paris versammelten sich seit Jahrhunderten die vorzüglichsten Menschen der Nation, hier steigerten sie sich an einander; hierher wurden die wirtschaftlichen Güter und das Geld des Landes geleitet und gezogen, soweit es irgend möglich war; hier geschahen die politischen, wissenschaftlichen und künstlerischen Ereignisse. Paris war die Bühne, auf die das Publikum Europas blickte. Also wurden Diejenigen, die dieser Bühne zunächst saßen, die Richter über das Zulässige und Unzulässige; sie zuerst hefteten den Auftretenden Lob oder Tadel an. Ohne Zweifel war dies Pariser Publikum höher gebildet, als man es irgendwo sonst hätte finden können. Goethe erlebte, daß sogar die Weimarer, die er doch selber als Theaterdirektor in der Schule hatte, seine ‚Sphigie‘ und seinen ‚Lasso‘ langweilig fanden; um so mehr bewunderte er dann die Pariser Theaterbesucher, die nicht müde wurden, Meisterwerke

von Corneille oder Racine immer wieder zu hören, bis sie die Stücke auswendig konnten und für die Betonung einer jeden Silbe ein geübtes Ohr hatten. (Zu Eckermann, 27. März 1825.) Und daran schloß sich wohl die Klage: „Wir Deutsche sind von gestern.“

Man sprach einmal von einem vorzüglichen Drama des erst zwanzigjährigen Prosper Mérimée, und Eckermann meinte, noch erstaunlicher seien vielleicht die feinen Leistungen der Mitarbeiter des »Globe«, die auch noch recht junge Männer waren; man bewunderte ihre „Weisheit, Mäßigung und hohe Bildungsstufe.“ Ampère wurde besonders genannt, der eben in Weimar zu Besuch gewesen. Eckermann stammte aus Winsen an der Luhe und hatte sich sehr mühsam emporarbeiten müssen; deshalb erwiderte ihm Goethe:

Ihnen in Ihrer Heide ist es freilich nicht so leicht geworden! Und auch wir Andern im mittleren Deutschland haben unser bißchen Weisheit schwer genug erkaufen müssen. Denn wir führen doch im Grunde alle ein isoliertes, armseliges Leben. Aus dem eigentlichen Volke kommt uns sehr wenige Kultur entgegen, und unsere sämtlichen Talente und guten Köpfe sind über ganz Deutschland ausgefäet

Nun aber denken Sie sich eine Stadt wie Paris, wo die vorzüglichsten Köpfe eines großen Reichs auf einem einzigen Fleck beisammen sind und in täglichem Verkehr, Kampf und Wettkampf sich gegenseitig belehren und steigern, wo das Beste aus allen Reichen der Natur und Kunst des ganzen Erdbodens der täglichen Anschauung offen steht! Diese Weltstadt denken Sie sich, wo jeder Gang über eine Brücke oder einen Platz an eine große Vergangenheit erinnert und wo an jeder Straßenecke ein Stück Geschichte sich entwickelt hat! Und zu Diesem allen denken Sie sich nicht das Paris einer dumpfen, geistlosen Zeit, sondern das

Paris des neunzehnten Jahrhunderts, in welchem seit drei Menschenaltern durch Männer wie Molière, Voltaire, Diderot und Ihresgleichen eine solche Fülle von Geist in Kurs gesetzt ist, wie sie sich auf der ganzen Erde auf einem einzigen Fleck nicht zum zweitenmal findet, und Sie werden begreifen, daß ein guter Kopf wie Ampère, in solcher Fülle aufgewachsen, in seinem vierundzwanzigsten Jahre wohl etwas sein kann.

Sie sagten doch vorhin, Sie könnten sich sehr wohl denken, daß einer in seinem zwanzigsten Jahre so gute Stücke schreiben könne wie Mérimée. Ich habe gar nichts dawider und bin auch im ganzen recht wohl Ihrer Meinung, daß eine jugendlich-tüchtige Produktion leichter sei als ein jugendlich-tüchtiges Urteil. Allein in Deutschland soll es einer wohl bleiben lassen, so jung wie Mérimée etwas so Reifes hervorzubringen, als er in den Stücken seiner ‚Klara Gazul‘ getan. Es ist wahr, Schiller war recht jung, als er seine ‚Räuber‘, seine ‚Kabale und Liebe‘ und seinen ‚Fiesco‘ schrieb; allein wenn wir aufrichtig sein wollen, so sind doch alle diese Stücke mehr Äußerungen eines außergewöhnlichen Talents, als daß sie von großer Bildungsreise des Autors zeugten. Daran ist aber nicht Schiller schuld, sondern der Kulturzustand seiner Nation und die große Schwierigkeit, die wir alle erfahren, uns auf einsamem Wege durchzuhelfen.

Nehmen Sie dagegen Béranger! Er ist der Sohn armer Eltern, der Abkömmling eines armen Schneiders, dann armer Buchdruckerlehrling, dann mit kleinem Gehalte angestellt in irgend einem Bureau; er hat nie eine gelehrte Schule, nie eine Universität besucht, und doch sind seine Lieder so voll reifer Bildung, so voll Grazie, so voll Geist und feinsten Ironie und von einer solchen Kunstvollendung und meisterhaften Behandlung der Sprache, daß er nicht bloß die Bewunderung von Frankreich, sondern des ganzen gebildeten Europa ist.

Denken Sie sich aber diesen selben Béranger, anstatt in Paris geboren und in dieser Weltstadt herangekommen, als den Sohn eines armen Schneiders zu Jena oder Weimar, und lassen Sie ihn seine Laufbahn an gedachten kleinen Orten gleich kümmerlich fortsetzen und fragen Sie sich, welche Früchte dieser selbe Baum, in einem solchen Boden und in einer

solchen Atmosphäre aufgewachsen, wohl würde getragen haben!
(Edermann, 25. Mai 1827.)

* * *

Goethe sah aber auch die bedenklichen Seiten der Pariser Vorherrschaft und der übermäßigen Heranziehung aller Kräfte auf einen Punkt. Die zwanzig oder fünfzig Hauptstädte und Residenzen Deutschlands blieben freilich hinter Paris sehr zurück, aber sie verbürgten eine größere Mannigfaltigkeit der Leistungen, eine größere Freiheit der persönlichen Entwicklungen und eine gleichmäßigere Verteilung des Guten und Angenehmen über die Städte und Landschaften. Namentlich in Goethes alten Tagen, wo die Einigung Deutschlands durch gute Landstraßen und die ersten Eisenbahnen eingeleitet wurde, konnte man mit Befriedigung aufzählen, wie viel Universitäten und Gymnasien, wie viele gute Theater und Musikkapellen Deutschland besitze, oder betonen, daß die zahlreichen Residenzen doch auch Pflegestätten feiner Bildung seien. Im Jahre 1828 fragte Goethe mit patriotischer Genugtuung: „Wodurch ist Deutschland groß als durch eine bewundernswürdige Volkskultur, die alle Teile des Reiches gleichmäßig durchdrungen hat?!“ Und er blickte dann auf die westlichen Nachbarn.

Ein geistreicher Franzose, ich glaube Dupin, hat eine Karte über den Kulturstand Frankreichs entworfen und die größere oder geringere Aufklärung der verschiedenen Departements mit helleren oder dunkleren Farben zur Anschauung gebracht. Da finden sich nun besonders in südlichen, weit von der Residenz entlegenen Provinzen einzelne Departements, die in ganz schwarzer Farbe

daliegen, als Zeichen einer dort herrschenden großen Finsternis. Würde Das aber wohl sein, wenn das schöne Frankreich statt des einen großen Mittelpunktes zehn Mittelpunkte hätte, von denen Licht und Leben ausginge?

Da Paris der Kampfplatz für alle lebhaftesten Geister Frankreichs ist, so übte die dortige öffentliche Meinung oder die dort auf den einzelnen Gebieten gerade herrschende Kameraderie eine Macht aus, die als Tyrannei wirkt, da sie Freiheit und Entwicklung weithin beschränkt. Wer dort beachtet und bewundert oder verleumdet, verlacht, verachtet wird, ist sogleich für die halbe Welt abgestempelt, weshalb denn auch der Kampf um die Anerkennung in Paris besonders heftig geführt wird. Die persönlichen, oft bössartigen Angriffe vor aller Öffentlichkeit sind in Paris recht häufig.

In Deutschland haben wir auch Fälle, wo Mißwollende theils durch Flugschriften, theils vom Theater herab Andern zu Schaden gedenken. Allein wer nicht von augenblicklicher Empfindlichkeit gereizt wird, darf die Sache nur ganz ruhig abwarten, und so ist in kurzer Zeit Alles wieder im Gleise, als wäre nichts geschehen. In Deutschland haben sich vor der persönlichen Satire nur Anmaßlichkeit und Scheinverdienst zu fürchten. Alles Echte, es mag angefochten werden, wie es will, bleibt der Nation im Durchschnitt wert, und man wird den gesetzten Mann, wenn sich die Staubwolken verzogen haben, nach wie vor auf seinem Wege gewahr. Hat also der Deutsche nur mit Ernst und Redlichkeit sein Verdienst zu steigern, wenn er von der Nation früher oder später begriffen sein will, so kann er Dies auch um so gelassener abwarten, weil bei dem unzusammenhängenden Zustande unseres Vaterlandes Jeder in seiner Stadt, in seinem Kreise, seinem Hause, seinem Zimmer ungestört fortleben und -arbeiten kann, es mag draußen übrigens stürmen, wie es will. Jedoch in Frankreich war es ganz anders. Der Franzose ist ein geselliger Mensch; er

lebt und wirkt, er steht und fällt in Gesellschaft. (Bei Gelegenheit des Schauspiels ‚Die Philosophen‘ von Palissot. 1805 und 1823.)

Durch die Gesellschaft aber wird Jedermann zur Selbstbehauptung, zur persönlichen Stellungnahme gegen die Andern veranlaßt, zur Kritik an denselben Leuten, denen er soeben einen freundlichen oder ergebenen Gruß bot. Die gesellschaftliche Unterhaltung ist größtenteils üble Nachrede. Die Einen pflegen die mündliche, leichtfertigere *médiance*, die Andern wenden sich in Druckschriften an bekannte und unbekannte Leute und nennen ihre Unfreundlichkeiten Kritik oder Satire oder Feuilleton oder sonstwie; in beiden Fällen erhöht man sich selber durch Erniedrigung des Andersgearteten. Es braucht nicht weiter ausgeführt zu werden, daß die Neigung zum Anerkennen in Frankreich noch seltener, die entgegengesetzte Freude am Absprechen und Heruntersetzen noch häufiger sein mußte als im alten Deutschland, wo die Gelehrten und Künstler mehr vereinzelt lebten. Tatsächlich sind die größten französischen Schriftsteller fast ohne Ausnahme Satiriker gewesen. Wo Goethe in seinem Lebensberichte von der altgewordenen französischen Literatur spricht, die ihm zu Straßburg immer verdrießlicher geworden sei, deutet er auch auf ihre Verquickung mit der Gesellschaft als auf ein Schädliches hin:

Der Einfluß der Sozietät auf die Schriftsteller nahm immermehr überhand, denn die beste Gesellschaft, bestehend aus Personen von Geburt, Rang und Vermögen, wählte zu einer ihrer Hauptunterhaltungen die Literatur, und Diese ward dadurch ganz gesellschaftlich und vornehm. Standespersonen und Literatoren bildeten sich wechselsweise und mußten sich wechselsweise verbilden; denn alles Vornehme ist eigentlich ablehnend, und ablehnend ward

auch die französische Kritik; verneinend, herunterziehend, mißredend. Die höhere Klasse bediente sich solcher Urteile gegen die Schriftsteller; die Schriftsteller, mit etwas weniger Anstand, verfuhrten so unter einander, ja gegen ihre Gönner.

Ein paar Jahre, nachdem er diese Zeilen seiner Lebens- und Zeitgeschichte eingefügt hatte, veröffentlichte Goethe in seiner Heftfolge „Kunst und Altertum“ eine Art Beweis, indem er nämlich eine Liste von Urteilstworten französischer Kritiker abdrucken ließ. Er sagte vorläufig nichts Bestimmtes oder Erläuterndes dazu, sondern nur Andeutendes, ein paar Verszeilen: „Worte sind der Seele Bild“ und in Prosa: „Einsicht und Charakter des Menschen offenbart sich am deutlichsten im Urteil; indem er ablehnt, indem er aufnimmt, bekennt er, was ihm fremd blieb, wessen er bedarf.“ Das Auffällige und Eindrückliche an dieser Vokabel-Liste war der Umstand, daß auf 141 Ausdrücke des Tadels nur 24 des Lobes kamen. Goethes kleine Arbeit gelangte nicht vielen Gliedern der angegriffenen Nation vor Augen; deshalb erhob erst nach zwei Jahren eine Brüsseler Zeitschrift gegen diese Liste den Vorwurf der Willkür und Ungerechtigkeit. Und nun antwortete Goethe sehr fein. Allerdings, gab er zu, seien unter den Tadelsworten manche wunderliche, und unter den lobenden Ausdrücken vermisse gewiß Jedermann solche, die sehr nahe liegen. Aber willkürlich sei seine Liste trotzdem nicht gemacht. Er habe nämlich vor vielen Jahren die berühmte handschriftliche Korrespondenz von Raynal und Grimm mitlesen dürfen und dabei sei ihm aufgefallen, wie häufig in dieser Zeitschrift, zu deren

Mitarbeitern Voltaire und Diderot gehörten, die scheltenden, wie karg die ehrenden Worte waren. Das habe ihn gereizt, diese Ausdrücke auszugreifen und zu ordnen.

Da nun endlich die Grimmische Korrespondenz in öffentlichem Druck erschien, las ich solche, als ein Dokument vergangener Zeit mit Sorgfalt abermals durch und stieß gar bald auf manchen früher von mir bemerkten Ausdruck, wobei ich mich denn aufs neue überzeugen konnte, daß der Tadel bei weitem das Lob überwog. Da suchte ich nun die ältere Arbeit vor und ließ sie geistiger Anregung willen, die mir denn auch nicht mißlang, gelegentlich abdrucken Damit nun aber nicht der Vorwurf, welcher eine ganze Nation zu treffen schien, auf einem einzigen Schriftsteller haften bleibe, so behalten wir uns vor, nächstens im allgemeinen über diesen höchst wichtigen literarischen Gegenstand zu sprechen.

Dazu ist der Bielbeschäftigte freilich nicht mehr gekommen.

* * *

Die Politur und Kultur waren den Franzosen in so hohem Maße eigentümlich, daß Niemand wagen durfte, hier Kern und Schale auseinander zu legen. Wenn die Glieder dieser sehr begünstigten Nation trotzdem in der Meinung der Völker nicht sehr hoch standen — „ein echter deutscher Mann kann keinen Franzmann leiden“ — so kam Das zunächst davon, daß man an ihnen Ernst und Tiefe vermißte. Man erklärte sie allenthalben für oberflächlich, sah in ihnen mehr Form als Gehalt, mehr Schaum als labendes Getränk. Goethe sprach diese allgemeine Ansicht so aus: „Die Franzosen haben Verstand und Geist, aber kein Fundament und keine Pietät.“ (Eckermann, 24. November 1824.) Sehr auffällig war den germanischen

Nachbarn in dieser Hinsicht das Verhalten der Geschlechter gegen einander, die französische Art zu lieben, die so ganz auf Kokettieren und erotisches Spiel hinauslief. „Ihr sprecht schon fast wie ein Franzos“, spottet Mephisto im Urfaust, als der bisher so ernste Professor plötzlich in's Zeug geht, ein Bürgermädchen zu verführen. „Sag, Schwester, wie machen sie's in Frankreich, wenn die Liebhaber untreu sind?“ fragt die von Clavigo verlassene Marie. „Man verwünscht sie“, ist die Antwort. — „Und?“ — „Und läßt sie laufen.“ In diesem Falle ließ Goethe die unglückliche Französin am gebrochenen Herzen sterben; die Tragödie verlangte es so, und vielleicht betonte er auch gern, daß dergleichen Regeln manche Ausnahmen haben. In *Dichtung und Wahrheit* aber stellt er ein französisches und ein deutsches Mädchen dicht neben einander: Luzinde und Riefchen hätten ihn beide in seiner Straßburger Zeit geliebt. Beiden erstirbt die zärtlich gehegte Blume der Hoffnung. Die Französin zeigt sich bei dieser Erfahrung höchst leidenschaftlich, das elsässische Mädchen verschwindet still aus unsern Augen; aber kein Leser ist im Zweifel, wo das Herz tiefer verwundet wurde.

Goethe hat den französischen Charakter an einer hervorragendsten Persönlichkeit, der Frau v. Staël, mit Liebe gezeichnet. Sie war die große Frau der Zeit, als Dichterin und Denkerin Bewunderung erweckend, der Abstammung nach halbdeutsch, für eine Reihe germanischer Menschen sehr eingenommen, und dennoch so auffällig von anderer Art! Schiller lernte sie vor Goethen kennen und bereitete den Freund auf sie vor.

Die französische Geistesbildung stellt sie rein und in einem höchst interessanten Lichte dar. In Allem, was wir Philosophie nennen, folglich in allen letzten und höchsten Instanzen, ist man mit ihr im Streit und bleibt es trotz alles Redens. Aber ihr Naturell und Gefühl ist besser als ihre Metaphysik, und ihr schöner Verstand erhebt sich zu einem genialischen Vermögen. Sie will Alles erklären, einsehen, ausmessen; sie statuiert nichts Dunkles, Unzugängliches, und wohin sie nicht mit ihrer Fackel leuchten kann, da ist nichts für sie vorhanden. Darum hat sie eine horrible Scheu vor der Idealphilosophie, welche nach ihrer Meinung zur Mystik und zum Aberglauben führt, und Das ist die Sticlucht, wo sie umkommt. Für Das, was wir Poesie nennen, ist kein Sinn in ihr; sie kann sich von solchen Werken nur das Leidenschaftliche, Rednerische und Allgemeine zueignen, aber sie wird nichts Falsches schätzen, nur das Rechte nicht immer erkennen. Sie ersehen aus diesen paar Worten, daß die Klarheit, Entschiedenheit und geistreiche Lebhaftigkeit ihrer Natur nicht anders als wohlthätig wirken können. Das einzige Lästige ist die ganz ungewöhnliche Fertigkeit ihrer Zunge; man muß sich ganz in ein Gehörorgan verwandeln, um ihr folgen zu können.

Goethe hätte sich gern vor diesem Wirbelwind behütet, aber sie wollte ihn durchaus recht genau betrachten, und so gewann auch er ein getreues Bild von ihr.

Ihre Zwecke waren vielfach: sie wollte das sittliche, gesellige, literarische Weimar kennen lernen und sich über Alles genau unterrichten; dann aber wollte auch sie gekannt sein und suchte daher ihre Ansichten ebenso geltend zu machen, als es ihr darum zu tun schien, unsere Denkweise zu erforschen. Allein dabei konnte sie es nicht lassen; auch wirken wollte sie auf die Sinne, auf Gefühl, auf den Geist, sie wollte zu einer gewissen Tätigkeit aufregen, deren Mangel sie uns vorwarf.

Da sie keinen Begriff hatte von Dem, was Pflicht heißt, und zu welcher stillen, gefaßten Lage sich Derjenige, der sie übernimmt, entschließen muß, so sollte immerfort eingegriffen, augenblicklich gewirkt, sowie in der Gesellschaft immer gesprochen und verhandelt

werden. Die Weimaraner sind gewiß eines Enthusiasmus fähig, vielleicht gelegentlich auch eines falschen, aber das französische Auflodern ließ sich nicht von ihnen erwarten. — — —

Auch vorlesend und deklamierend wollte Frau von Staël sich Kränze erwerben. Eine Vorlesung der ‚Phädra‘, der ich nicht beiwohnen konnte, hatte jedoch einen vorauszusehenden Erfolg: es ward abermals klar, der Deutsche möchte wohl auf ewig dieser beschränkten Form, diesem abgemessenen und aufgedunsenen Pathos entsagt haben. Den darunter verborgenen hübschen natürlichen Kern mag er lieber entbehren, als ihn aus so vieler, nach und nach darum gehüllten Unnatur gutmütig herausklauben.

Philosophieren in der Gesellschaft heißt: sich über unauflöslche Probleme lebhaft unterhalten. Dies war ihre eigentliche Lust und Leidenschaft. Natürlicherweise trieb sie es in Reden und Wechselreden gewöhnlich bis zu denen Angelegenheiten des Denkens und Empfindens, die eigentlich nur zwischen Gott und dem Einzelnen zur Sprache kommen sollten. Dabei hatte sie, als Frau und Französin, immer die Art, auf Hauptstellen positiv zu verharren und eigentlich nicht genau zu hören, was der Andere sagte.

Durch alles Dieses war der böse Genius in mir aufgeregt, daß ich nicht anders als widersprechend, dialektisch und problematisch alles Vorkommende behandelte und sie durch hartnäckige Gegensätze oft zur Verzweiflung brachte, wo sie aber erst recht liebenswürdig war und ihre Gewandtheit im Denken und Erwidern auf die glänzendste Weise darta.

Noch hatte ich mehrmals unter vier Augen folgerechte Gespräche mit ihr, wobei sie jedoch auch nach ihrer Weise lästig war, indem sie über die bedeutendsten Vorkommenheiten nicht einen Augenblick stilles Nachdenken erlaubte, sondern leidenschaftlich verlangte, man solle bei dringenden Angelegenheiten, bei den wichtigsten Gegenständen ebenso schnell bei der Hand sein, als wenn man einen Federball aufzufangen hätte. — — —

Die Franzosen pflegten die Wissenschaften und waren in deren lehrender Darstellung sogar unübertrefflich; aber ihre Klarheit schien mit Seichtheit gepaart zu sein. Selbst-

lose Hingabe, Freude am vorläufig zwecklosen Forschen war nicht ihre Sache. Bei ihnen quälte sich kein Faust ab, um zu erkennen, was die Welt im Innersten zusammenhält; wenn sie sich dem Teufel ergaben, hatten sie andere Zwecke.

Ganz ähnlich stand es mit den Künsten, die doch gewiß in Frankreich blühten und begünstigt wurden. Merck urteilt 1778 über den Franzosen:

Seine Imagination nimmt keinen hohen Flug, und das Sublime in allen Künsten ist ihm ein Argerniß. Daher seine Abneigung gegen alles Antike in Literatur und Kunst, seine Taubheit gegen wahre Musik und Blindheit gegen hohe Schönheit in der Malerei.

Bezeichnend für den Franzosen ist seine Liebe zum Theatralischen, Hochgeschraubten und künstlich Gemachten. Goethe betonte oft, daß sicherlich in aller Poesie ein Gegensatz zum Wirklichen sei; der Empfänger des Kunstwerks müsse dem Gebenden immer entgegenkommen, ihm freundlich etwas vor- oder zugeben. Aber:

Das Drama macht bei den Franzosen einen viel stärkeren Gegensatz mit dem Leben, zum Zeichen, daß ihr gewöhnliches Leben ganz davon entfernt ist. Bei den Deutschen weniger, indem sie selbst schon im Leben wenigstens naiv, gemüthlich und poetisch sind. (Zu Niemer, 28. August 1808.)

Als Goethe seinen ‚Faust‘ beendet hatte, meinte er, es steckten im zweiten Teile einige gute Späße, die die Welt über kurz oder lang auf verschiedene Weise benutzen werde.

Wenn die Franzosen nur erst die Helena gewahrt werden und sehen, was daraus für ihr Theater zu machen ist! Sie werden das Stück, wie es ist, verderben; aber sie werden es zu ihren Zwecken klug gebrauchen.

Das ist bisher schon deshalb nicht eingetroffen, weil nur wenige Franzosen den zweiten Teil des ‚Faust‘ gelesen haben; die Heldin des ersten Teiles dagegen haben Michel Carré und Jules Barbier in Gemeinschaft mit dem Tonsetzer Gounod 1859 für ihre Landsleute wirklich gewonnen.

Ebenso bezeichnend für die Kunstaufnahme der Franzosen ist ihre Ablehnung alles Ausländischen und Nichtgewohnten: im Fall Shakespeare zeigte es sich am deutlichsten. Um so treuer hängen sie am einmal anerkannten und für vornehm geltenden Stil: in der Baukunst, im schönen Gewerbe, in der schönen Literatur. Wenn ja ein Kenner des Fremden ihnen etwas Ausländisches zuführte, mußte „er es doch immer nach einem gewissen alten herkömmlichen Sinn zuschneiden.“ (Stellung der Deutschen zum Ausland.) Im Drama ließ sich auch der Franzose der Revolutionszeit nicht etwa eine locker gebundene Szenenreihe, ein breites Zeit- oder Charakterbild gefallen, sondern er verlangte wie seine Urgroßväter nach Napoleons Bemerkung nur eine Krise.

Dieses einsichtige Wort Napoleons deutet dahin, daß die Nation an eine gewisse einfache, abgeschlossene, leicht faßliche Darstellung auf dem Theater gewöhnt war. Man konnte es eine Etikette nennen, von der man sich nicht entfernen wollte, weil man sie zwar beengend, aber doch in einem gewissen Sinne bequem fand. Der lebhafteste, durch und durch selbstliebige Franzos kann seine Neigung für eine gewisse Aristokratie nicht aufgeben. Und in diesem Sinne hing er an der alten Anstalt [dem ‚Französischen Theater‘ in Paris], erhielt denselbigen Respekt vor seinem Achill und Agamemnon wie vor den edlen Familiennamen, die ihn seine Geschichte rühmlich vor die Ohren brachte. Es war eine Art von

Kultus, im Theater zu sitzen, als mentaler Souffleur die bekannten Stücke zwischen den Zähnen zu murmeln und bei dieser frommen Handlung zu vergessen, daß man sich von Herzen ennuyiere.

Glück hatte für seine neue Musik in Paris gekämpft; den deutschen Dichtern konnte es gar nicht einfallen, in jenem Lande offene Seelen für ihre Werke zu suchen; die wenigen Freunde, die sie dort fanden, mußte man zum unverhofften Glück rechnen. Wenn überhaupt, so ergriff der Franzose ein deutsches Kunstwerk nur um des dargebotenen Stoffes willen. Schon 1794 spricht Goethe von der französischen Nation, „die auch in ruhigen Augenblicken nichts als sich selbst zu schätzen weiß.“ (Unt. d. Ausg.). „Sie loben uns daher auch nie aus Anerkennung unserer Verdienste“, sagte Goethe 1824 zu Eckermann, und 1830 meinte er zu Soret, die historischen Zeitbilder, wie sie jetzt auf der französischen Bühne aufkämen, seien in Deutschland schon seit mehr als einem halben Jahrhundert vorhanden; er deutete dabei auf seinen ‚Göz‘ als ein erstes Muster.

Doch haben die deutschen Schriftsteller nie daran gedacht, einen Einfluß gerade auf die Franzosen auszuüben. Ich bin immer ein echter Deutscher gewesen, und erst neuerdings kommt es mir in den Sinn, festzustellen, was man über mich jenseits des Rheines denkt.

* * *

Den Franzosen sind oben manche Eigenschaften zugeschrieben, die uns mehr weiblich als männlich anmuten. Wir sahen ihre Lebhaftigkeit und ihr Unterhaltungsbedürfnis, ihre erweiterte Familien-Beschränktheit, ihr treues Festhalten an dem in feiner Gesellschaft Gültigen, ihr praktisches Berwenden des von Andern

Dargereichten. Allgemein bekannt war aber auch ihre Eitelkeit, ihr Bemerktssein- und Gefallenwollen. Die Deutschen lernten ja in den Kriegszeiten diese Nachbarn auch von der männlichen Seite sehr empfindlich kennen, aber selbst diese siegreichen Generale, Offiziere und Reiter, und sogar ihre Intendanten und Kontributions-Expreffer hatten noch weibliche Züge. Wie man Frauen nicht leicht zu viel über ihre Schönheit sagen kann, so durfte man diesen Helden von ihrem Franzosentum, ihrem Kriegsrühm, ihrem Edelmut in stärksten Schmeicheleien reden. Ein Anruf an ihre Ehre ging nie fehl; sie wollten ritterlich und großmütig erscheinen und taten es. Sie wie ihr Kaiser besiegten Deutschland auch durch Liebenswürdigkeit; nicht Wenige wurden von Napoleon bezaubert, den sie gehaßt hatten, bis sie vor ihm standen. Ein Vierteljahr nach der Schlacht bei Jena schickte Knebel seinem Freunde Goethe artige französische Verse, die der dortige Kommandant Bouchard dem Botaniker Voigt ins Stammbuch geschrieben hatte. Goethe fand sie „gar lieblich.“

Es gibt einem gar nicht Wunder, daß die Weiber dieser Nation nicht Feind sein können, da sich das männliche Geschlecht kaum ihrer erwehren kann. Wenn man den Regierungsrat [späteren Kanzler Friedrich v.] Müller erzählen hört, der von Berlin mit dem Friedensdokument gekommen ist, so begreift man recht gut, wie sie die Welt überwunden haben und überwinden werden Wenn man diesen Kaiser und seine Umgebung mit Naivität beschreiben hört, so sieht man freilich, daß nichts dergleichen war und vielleicht auch nicht sein wird.

Diese bewundernde Neigung zu den Franzosen und besonders zu ihrem Kaiser hielt in Weimar bis zuletzt

an, weil eben die Franzosen auch auf das Gefallenwollen ausgingen. Die Russen, Österreicher und Preußen, die nach der Leipziger Schlacht Quartier begehrten, traten mit viel schwereren Stiefeln auf, und ihnen schrieb Goethe durchaus nicht die „zur Anmut gemilderte Anmaßung“ zu, „die die Franzosen *tournaire* nennen.“

Aber gelegentlich spotteten die deutschen Überwundenen auch über ihre Überwinder. Man verglich die Franzosen mit Weibern oder die Weiber mit den Franzosen. Johannes Falk meinte einmal, die Franzosen seien fast keiner Ideen fähig, sie handelten auch nicht, um eine Idee zu verwirklichen. Goethe stimmte ein:

Ein Franzose handelt nie aus reinem Antriebe, um der Sache willen; er hängt ihr immer noch einen Schwanz von Absichten [Absichten] dabei an, gedenkt dabei bei Hofe oder beim Kaiser oder beim Publikum oder bei den Frauen zu gewinnen. Man kann also in diesem Sinne die Franzosen die Weiber von Europa nennen. (Nach Riemer, 25. Juni 1804.)

Weibisch erscheint besonders auch die große, oft entsetzliche Erregbarkeit dieses Volkes. Bei Caesar gelten die Gallier als *novarum rerum cupidi*; ihre Nachkommen haben sich in manchen Dingen recht wenig dem Neuen zugänglich gezeigt, aber neben ihrem erstaunlichen Konservatismus gewahren wir viel Laune, Reizbarkeit, Unzuverlässigkeit, Stimmungswechsel. „Der Franzose ist der *Sanguineus* von allen Nationen“, urteilte Mercé 1778; der alte Goethe aber nannte diese Nachbarn ein ungeduldiges Publikum, „das jeden Augenblick angereizt und erschüttert werden will.“ (Studien z. Weltlit.) Diese Reizbarkeit aber tritt oft als Volkskrankheit, als

Hysterie, ja als Raserei auf, und in solchen Wallungen verbraucht, vergeudet, vernichtet das hochbegünstigte Volk viele seiner besten Kräfte — bis zur Erschöpfung. So erklärte deshalb Goethe am Ende seines Lebens gegen den Polen Kozmian die großen Wechsel in der Geschichte Frankreichs:

Die französische Nation ist die Nation der Extreme. Sie kennt in Nichts Maß. Mit gewaltiger moralischer und physischer Kraft ausgestattet, könnte das französische Volk die Welt heben, wenn es den Zentralpunkt zu finden vermöchte. Es scheint aber nicht zu wissen, daß, wenn man große Lasten heben will, man ihre Mitte auffinden muß. Es ist dies das einzige Volk auf Erden, in dessen Geschichte wir die Bartholomäusnacht und die ‚Feier der Vernunft‘, den Despotismus Ludwigs des Vierzehnten und die Orgien der Sanskülotten, beinahe in demselben Jahre die Einnahme von Moskau und die Kapitulation von Paris finden.¹⁾

Goethe erwartete auch am Ende seines Lebens noch keine Friedenszeit für Frankreich und seine Nachbarn.

Der jetzige Franzose will auf dem Throne große Eigenschaften, obgleich er selber gern mitherrscht und selber gern ein Wort mitredet.

So sagte er am 4. März 1827 zu Eckermann; am 21. März 1831 fügte er noch hinzu:

¹⁾ Eine Brieffstelle Voltaires von 1776, die Goethe kaum gelesen hat, besagt dasselbe:

J'ai toujours peine à concevoir comment une nation si agréable peut être en même temps si féroce, comment elle peut passer si aisément de l'opéra à la Saint-Barthélemy; être tantôt composée de singes qui dansent et tantôt d'ours qui hurlent; être à la fois si ingénieuse et si imbécile, tantôt si courageuse et tantôt si poltronne.

Das Beispiel von Napoleon hat besonders in den jungen Leuten von Frankreich, die unter jenem Helden heraufwuchsen, den Egoismus aufgeregt, und sie werden nicht eher ruhen, als bis wieder ein großer Despot unter ihnen aufsteht, in welchem sie Das auf der höchsten Stufe sehen, was sie selber zu sein wünschen. Es ist nur das Schlimme, daß ein Mann wie Napoleon nicht so bald wieder geboren wird, und ich fürchte fast, daß noch einige hunderttausend Menschen daraufgehen, ehe die Welt wieder zur Ruhe kommt.



5. Der Weltbürger.

Goethes letztes Verhältnis zu unsern westlichen Nachbarn stand unter dem Zeichen der Weltliteratur.

Gab es eine solche nicht von jeher?

So lange und insofern das Lateinische und das Französische Weltsprachen waren, besaßen alle Gelehrten oder Gebildeten auch die gleiche Literatur. Thomas von Aquino, Thomas von Celano, Thomas von Kempfen, um drei Gleichnamige herauszugreifen, wirkten auf die gesamte Christenheit ein. Später war Voltaire ein europäischer Autor, während Wieland, den man jenem älteren Zeitgenossen zuweilen gleich werten wollte, keiner sein konnte, da er deutsch schrieb. Denken wir an Goethes literarische Entwicklung, so sehen wir von frühester Kindheit, vom Aufschlagen des Bibelbuchs, an das Eindringen der verschiedensten Literaturen auf ihn.

Trotzdem spricht er erst im hohen Alter mit Freude und Hoffnung von der Weltliteratur. Erst 1827 will er seine Freunde aufmerksam machen, daß er überzeugt

sei: „es bilde sich eine allgemeine Weltliteratur. . .“ (Besprechung des geschichtlichen Schauspiels *Le Tasse* von Duval).

Der diesen Worten folgende Nebensatz klärt uns über das wirklich Neue auf: „eine allgemeine Weltliteratur, worin uns Deutschen eine ehrenvolle Rolle vorbehalten ist.“ Mit der ehrenvollen Rolle aber ist Zweierlei gemeint. Zuerst, daß gerade die Deutschen die Vermittler der Völker seien, daß ihre Sprache neben der lateinischen und französischen eine besondere Aufgabe für die Gemeinschaft der Geister bekommen habe. Zweitens meint Goethe aber auch: Jetzt endlich werden wir den Andern gleich geachtet; jetzt erlernen die Nachbarn auch unsere Sprache, suchen unserer Literatur teilhaftig zu werden.

Das alles war früher nicht der Fall gewesen; weder die Franzosen noch die Engländer, um nur die Wichtigsten zu nennen, hatten sich um deutsche Dichter oder Denker oder Forscher gekümmert. So war auch Goethe in Frankreich kaum beachtet worden. „*Werthers* Leiden wurden sehr bald ins Französische übersetzt“, begann er 1826 eine Skizze dieser seiner Schicksale; dabei hätte er erwähnen können, daß von den Übersetzungen ins Französische manche noch dazu von Deutschen herrührten, zum Beispiel von Mitgliedern des braunschweigischen und preussischen Herrscherhauses, oder im Falle *Werther* von Siegmund v. Seckendorff, oder auch von Westschweizern, die ja immer zwischen beiden Nationen vermittelten.¹⁾

¹⁾ Die frühesten Übersetzungen des ‚*Werther*‘ waren die 1776 gedruckten von Seckendorff und von Georges Denyverden aus Lausanne, im nächsten Jahre folgte eine dritte, hinter deren

Er fährt in jener Skizze fort:

Alle meine übrigen Produktionen standen so weit von der französischen Art und Weise ab, und ich war mir Dessen wohl bewußt.

Übersetzung von ‚Hermann und Dorothea‘ durch Bitaubé tat nur im stillen seine Wirkung.

Schwierigkeit, in Frankreich überhaupt für den Tag aufzutauchen.

An anderer Stelle fügte er im gleichen Jahre hinzu:

Nun dürfen wir nicht leugnen, daß wir Deutsche gerade wegen dieses eigensinnigen Ablehnens auch gegen sie eine entschiedene Abneigung empfunden, daß wir uns um ihr Urteil wenig bekümmert und sie gegenseitig nicht zum günstigsten beurteilt haben.

Das sagt er von sich, aber auch die übrigen deutschen Schriftsteller achteten seit 1780 etwas weniger als sonst auf die französischen Berufsgenossen. Frankreich hatte in Voltaire, Rousseau und Diderot so große Schriftsteller gehabt, daß ihre Nachfolger nicht wohl den gleichen Ruhm verlangen konnten.

* * *

Die französische Revolution und die darauf folgenden Kriege bewirkten, daß die beste Kraft jener Nation in der Politik und im Waffenhandwerk verbraucht wurde, während zu gleicher Zeit die in ihre vier Wände verwiesenen Deutschen lesend, denkend, forschend, schreibend nach wie vor in den Gebieten des geistigen Lebens Schlachten

angegebenen Übersetzer Aubry in Mannheim vermutlich Graf Waldemar Fr. v. Schmottau stand. Die erste ganz vollständige und getreue kam erst 1804 heraus, und ihr Verfasser C. L. Sevelinges belehrte die Franzosen, man müsse den Namen des deutschen Dichters nicht Scheete aussprechen, sondern Gueûte.

schlugen und Provinzen eroberten. Zunächst lernten die Emigranten ihre deutschen Nachbarn und nunmehrigen Beschützer höher einschätzen. Ein Lothringer de Billers ward in Lübeck heimisch, studierte die deutsche Philosophie und Literatur, schrieb über Kant, über den Nutzen von Luthers Reformation, und war ein begeisterter Vermittler zwischen seinen alten und seinen neuen Landsleuten. Als die geistreichste Schriftstellerin der Zeit, Frau v. Staël, durch Napoleon aus ihrem schwärmerisch geliebten Paris verwiesen war, ging sie nach Weimar und Berlin, um diese neue deutsche Kultur von der man sprach, zu befehen und größtenteils erst noch für das westliche Europa zu entdecken. In den nun folgenden Kriegen wurden die Völker Europas gewissermaßen durcheinander geschüttelt; auch dadurch verbreitete sich die Beachtung des deutschen Wesens. Als nach der Schlacht von Jena die Sieger auch die Stadt Weimar überfluteten, fanden sich schon Offiziere, die in allem Getümmel an den Schutz der dort wohnenden berühmten Gelehrten dachten. Napoleon selbst aber ließ bei Gelegenheit des Erfurter Kongresses Goethe und Wieland zu sich rufen, um lange Gespräche mit ihnen zu führen: Dies kleine Beiwerk aber war das Denkwürdigste an der ganzen Versammlung so vieler Potentaten.

Wenn man die Anerkennung Deutschlands als geistige Großmacht auf einen bestimmten Vorgang verlegen will, so muß wohl auf diese Oktobertage von 1808 gewiesen werden, wo der größte Heerführer und Herrscher Europas sich mit den deutschen Dichtern Goethe und Wieland über aesthetische, geschichtliche und religiöse Dinge besprach und ihnen dann das Kreuz der Ehrenlegion sandte. Es

ist sehr verständlich, daß dieser französische Orden — der erste, den er erhielt — Goethen sein Leben lang der liebste blieb. Gleich darauf kam dann auch der Kaiser von Rußland mit seinem Annen-Orden hinterher. Und hinter den Kaisern manche Andere auf ihre Weise. In diesen Tagen war der größte Schauspieler Frankreichs, Talma, in Weimar, denn daß im dortigen Theater ein Stück in deutscher Sprache, etwa eine Tragödie Schillers, von Goethes Schauspielern vorgetragen, passend gewesen wäre, kam auch wohl den deutschen Fürsten noch nicht in den Sinn; man hörte also in Weimar Voltaires ‚La mort de César‘ von den Leuten des ‚Théâtre français‘. Einige Tage später wurde Talma mit seiner Frau zu Goethe geladen. Sie ehrten in ihrem Gastgeber natürlich immer noch den Verfasser des ‚Werther‘, da ja die Franzosen die Frucht von dreiunddreißig weiteren Lebensjahren dieses Dichters noch nicht beachtet hatten.

Talmas baten ihn dringend, nach Paris zu kommen und bei ihnen zu logieren. Das Glück, den Autor vom ‚Werther‘ bei sich zu besitzen, würde ganz Frankreich ihnen beneiden. Keine Frau in Paris würde ruhen, ehe sie ihn gesehen; auf allen Toiletten, in allen Boudoirs würde er sein Buch finden, das immer von neuem gelesen, von neuem übersetzt, jetzt wie vor dreißig Jahren den Reiz der Neuheit besäße. Es gab keine Art der feinen Schmeichelei, die sie nicht mit der Leichtigkeit des guten französischen Tons, der nie fade noch kriechend wird, ihm ausgespendet hätten. Goethe antwortete heiter und artig: Das Glück, in Paris eine solche Sensation bei seinen jetzigen Jahren zu machen, wäre für seine Schultern zu schwer. (Bericht der Karoline Sartorius.)

So wehte jetzt ein anderer Wind. Es ist bekannt, daß in dieser Zeit der tiefsten militärischen und politischen

Erniedrigung ihres Vaterlandes auch die Deutschen erst recht erkannten und stolz fühlten, welche geistige Großmacht sie in den letzten dreißig oder vierzig Jahren durch ihre Gelehrten und Künstler geworden waren. Sie wurden sich auch bewußt, daß sie nach dem Tode Lessings, Klopstocks, Herders, Schillers, Kants und anderer erlauchten Geister in Goethe noch einen ungebeugten König besaßen. Dies Bewußtsein war eine starke Quelle des neuen Nationalgefühls. Man hatte nicht nur eine märchenhaft stolze Vergangenheit, sondern auch ein Stück großer Gegenwart. Zum auswärtigen Ruhm des Volkes der Dichter und Denker trug dann auch das Werk der Staël ‚De l'Allemagne‘ erheblich bei, das Ende 1813 in London erschien.

Jenes Werk . . . ist als ein mächtiges Rüstzeug anzusehen, das in die chinesische Mauer antiquierter Vorurteile, die uns von Frankreich trennte, sogleich eine breite Lücke durchbrach, so daß man über den Rhein und, im Gefolg dessen, über den Kanal endlich von uns nähere Kenntniß nahm. (Annalen 1804.)

Erst nach dem endlichen Abschluß der napoleonischen Kriege konnte die Anerkennung der deutschen Kultur durch die Fremden praktische Folgen haben. Als ein erstes Zeichen dieses Fortschritts begrüßte Goethe das von dem wirklichen Staatsrat Sergej Semenowitsch Uwarow verfaßte Werk über den spätgriechischen Dichter Nonnos: hier gab nämlich ein russischer Gelehrter sein Werk in deutscher Sprache heraus, wo doch gerade in seinem Lande das Französische die Sprache der feinen und gebildeten Welt war. So erklärte Uwarow das Ungewöhnliche:

Die Wiedergeburt der Altertumswissenschaft gehört den Deutschen an. Es mögen andere Völker wichtige Vorarbeiten dazu geliefert haben; sollte aber die höhere Philologie sich einst zu einem vollendeten Ganzen ausbilden, so könnte eine solche Palingenesie wohl nur in Deutschland stattfinden. Aus diesem Grunde lassen sich auch gewisse neue Ansichten kaum in einer andern neueren Sprache ausdrücken; und deswegen habe ich deutsch geschrieben. Man ist hoffentlich nunmehr von der verkehrten Idee des politischen Vorranges dieser oder jener Sprache zurückgekommen. Es ist Zeit, daß ein Jeder . . . immer die Sprache wähle, die am nächsten dem Ideentreife liegt, den er zu betreten im Begriff ist.

„Möchten doch alle gebildete Deutsche diese zugleich ehrenvolle und belehrende Worte sich dankbar einprägen!“ fügte Goethe hinzu und ermahnte zugleich „geistreiche Jünglinge“, „sich mehrerer Sprachen als beliebiger Lebenswerkzeuge zu bedienen.“

Es war kein Zufall, daß gerade die deutschen Philologen die allgemeine Achtung zuerst erlangten. Sie beschäftigten sich mit den allgemein anerkannten fremden Autoren und standen mit allen ausländischen Fachgenossen durch die lateinische Büchersprache von jeher in Verbindung. Als sie auch deutsch zu schreiben anfangen, weil ihnen das deutsche Publikum nunmehr ausreichte, besaßen sie bereits die Achtung der Fremden. Namentlich aber waren unter den Kennern alter und neuer Sprachen jetzt gute Übersetzer erstanden: Voss, Herder, Wieland, Bode, Gries, Regis, Schlegel, Rückert usw., sodaß man bald sagen konnte, die deutsche Sprache sammle die Dichtung aller Völker. Früher hatte das Französische auch die lateinische und griechische Literatur erschlossen, auch manchem Deutschen. „Friedrich der Große konnte

kein Latein, aber er las seinen Cicero in der französischen Übersetzung ebenso gut als wir Andern in der Ursprache.“ (G. zu Eckermann, 10. Januar 1825.) Jetzt bot der deutsche Büchermarkt Besseres und Mannigfaltigeres. Zu einem Engländer, der in Weimar Deutsch lernen wollte, sagte Goethe:

Ihre jungen Landsleute tun wohl, daß sie jetzt zu uns kommen und auch unsere Sprache lernen. Denn nicht allein, daß unsere eigene Literatur es an sich verdient, sondern es ist auch nicht zu leugnen, daß, wenn einer jetzt das Deutsche gut versteht, er viele andere Sprachen entbehren kann. Von der französischen rede ich nicht: sie ist die Sprache des Umgangs und ganz besonders auf Reisen unentbehrlich, weil sie Jeder versteht und man sich in allen Ländern mit ihr statt eines guten Dolmetschers aushelfen kann. Was aber das Griechische, Lateinische, Italienische und Spanische betrifft, so können wir die vorzüglichsten Werke dieser Nationen in so guten deutschen Übersetzungen lesen, daß wir ohne ganz besondere Zwecke nicht Ursache haben, auf die mühsame Erlernung jener Sprachen viele Zeit zu verwenden. Es liegt in der deutschen Natur, alles Ausländische in seiner Art zu würdigen und sich fremder Eigentümlichkeit zu bequemen. Dieses und die große Fügsamkeit unserer Sprache macht denn die deutschen Übersetzungen durchaus treu und vollkommen. (Eckermann, 10. Januar 1825.)

So drückte der Dichter des ‚Westöstlichen Divan‘, der auch als Übersetzer aus einem halben Duzend Sprachen sich versucht hat, in nüchterner Prosa Dasselbe aus, was sein oft begeisterter Jugendfreund Fritz Stolberg als ‚Deutschlands Beruf‘ verkündigte:

Ja, Herz Europas sollst du, o Deutschland, sein!
 So dein Beruf! Es strömt die Empfindung dir
 Aus vollen Adern, kehret strömend
 Wieder zu dir in den vollen Adern!

Gerecht in Spendung, gönneſt du jedem Glied,
 Waß ihm gegeben; eignest, veredelnd, dir
 Daß Gute zu von allen, gibst es
 Allen veredelt zurück, unkundig

Deß eitlen Meideß, weil du, so gut als reich,
 In eigener Fülle schaltend, deß Heimischen
 Mit Liebe pflegst, doch auch deß Fremden
 Pflegeſt mit Liebe deß weiten Herzens.

Nicht würdig dein, o Mutter Teutonia,
 Verkennen deiner Söhne nicht wenige
 Daß Eigne; auch unwürdig dein ſind
 Jene, die fremdeß Verdienst verkennen.

Denn Herz Europens sollst du, o Deutschland, ſein,
 Gerecht und wahrhaft, sollst in der Rechten hoch
 Die Fackel heben, die der Wahrheit
 Strahl und die Glut deß Gefühlß verbreitet!

* * *

Die Friedensjahre dauerten an. Handel und Wandel nahmen zu; die Straßen kamen in besseren Zustand; friedliche Reisende fuhren nun hin und her, wo sonst die Kriegsvölker von ganz Europa und dazu nicht wenige Asiaten Armut und Schrecken verbreitet hatten. Die Postkutschen fuhren so schnell, daß Goethe schon 1820 und 1830 sich in einem „veloziferischen“ Zeitalter fühlte. Jetzt kamen die Angehörigen der Künste und Wissenschaften wieder in lebhaften Verkehr über die Landesgrenzen hinweg. Goethe erwähnt besonders auch „den jezigen schnell wirkenden Buchhandel“ als eine vorzügliche Völkerverbindung. (Aus den Studien zur Weltliteratur.) Er selber las Pariser Zeitungen, Le Temps und Le Globe, die rasch genug eintrafen. Nicht selten

meldeten sich wieder Franzosen in Weimar. Ein nationaler Groll war nirgends zurückgeblieben, da, wie wir uns schon erinnerten, die Befreiungskriege nur dem „Buonaparte“ gegolten hatten und die Franzosen von den Kriegführenden und Friedensschließenden sehr zart geschont worden waren.

Der Verkehr bewirkt allemal Einigung, wieviel Zwietracht er auf seinen Wegen zu diesem Ziele auch erregen mag.

Zu einer Zeit, wo die Eilboten aller Art aus allen Weltgegenden her immerfort sich kreuzen, ist einem jeden Strebsamen höchst nötig, seine Stellung gegen die eigene Nation und gegen die Ubrigen kennen zu lernen. Deshalb findet ein denkender Literator alle Ursache, jede Kleinräumerei aufzugeben und sich in der großen Welt des Handelns umzusehen. Der deutsche Schriftsteller darf es mit Behagen (Anzeige von Stapfers Notice.)

Für seine Person erfuhr Goethe noch in seinem siebenundsiebzigsten Jahre, „wie sich seine Bemühungen einer Nachbarnation darstellen, welche von jeher nur im allgemeinen an deutschem Bestreben teilgenommen, Weniges davon gekannt, das Wenigste gebilligt hat.“ Er erlebte es, indem er seine dramatischen Werke in vier Bänden einer guten Übersetzung von Albert Stapfer vor sich sah und zugleich im ‚Globe‘ einen sehr verständigen, eingehenden und liebevollen Aufsatz über seine literarische Entwicklung las. Verfaßt war dieser Aufsatz von dem jungen Ampère, dem Sohne des berühmten Physikers.

Merkwürdig mußte es uns in der neuesten Zeit werden, wenn Dasjenige, was wir an uns selbst schätzten, auch von ihnen an-

hing geschätzt zu werden, und zwar nicht, wie bisher, von einzelnen, besonders gewogenen Personen, sondern in einem sich immer weiter ausbreitenden Kreise.

Woher diese Wirkung sich schreibe, verdient gelegentlich eine besondere nähere Untersuchung und Betrachtung. Hier werde nur der bedeutende Umstand hervorgehoben, daß Franzosen sich entschieden überzeugten: bei dem Deutschen walte ein redlicher Ernst ob, er gehe bei seinen Produktionen mit dem besten Willen zu Werke, eine tüchtige und zugleich ausdauernde Energie könne man ihm nicht ableugnen. Und nun mußte freilich aus einer solchen Übersicht unmittelbar der reine, richtige Begriff entspringen, daß man eine jede Nation, sodann aber auch die bedeutenden Arbeiten eines jeden Individuums derselben aus und an ihnen selbst zu erkennen, und, was noch mehr ist, nach ihnen selbst zu beurteilen habe.

Und so darf uns denn in weltbürgerlichem Sinne wohl freuen, daß ein durch soviel Prüfungs- und Läuterungsperioden durchgegangenes Volk sich nach frischen Quellen umsieht, um sich zu erquicken, zu stärken, herzustellen und sich deshalb mehr als jemals nach außen, zwar nicht zu einem vollendeten, anerkannten, sondern zu einem lebendigen, selbst noch im Streben und Streiten begriffenen Nachbarvolke hinwendet. Aber nicht allein auf den Deutschen richten sie ihre Aufmerksamkeit, sondern auch auf den Engländer, den Italiener

Goethe mußte an den Ausführungen Ampères um so mehr Vergnügen haben, als Dieser den Franzosen ihre bisherigen Fehler sehr treffend vorhielt. Es handelte sich da um Fehler, die auch in Deutschland nicht gerade selten waren. Trotz ihres raschen Beifalls für den Dichter des ‚Werther‘, führte Ampère aus, hätten sie diesen selben Dichter in der Folge gleichsam nicht dulden wollen, weil er stets in neuen Gestalten gekommen sei, also neue Prüfung und Hingabe verlangt habe. „Solch eine fruchtbare Mannigfaltigkeit kann

freilich träge Imaginationen erschrecken, ausschließenden Lehrweisen ein Argerniß geben.“

Man darf sich also nicht verwundern, daß er noch nicht popular in Frankreich ist, wo man die Mühe fürchtet und das Studium, wo Jeder sich beeilt, über Das zu spotten, was er nicht begreift, aus Furcht, ein Anderer möge vor ihm darüber spotten, in einem Publikum, wo man nur bewundert, wenn man nicht mehr ausweichen kann. Aber endlich fällt es uns doch einmal gelegentlich ein, daß es leichter ist, ein Werk zu verbannen, weil es nicht für uns gemacht war, als einzusehen, warum es Andere schön finden. Man begreift, daß vielleicht mehr Geist nötig ist, um den Wert einer fremden Literatur zu schätzen, als zu bemerken, daß sie fremd ist, und Das für Fehler zu halten, was sie von der unsrigen unterscheidet. Man sieht ein, daß man sich selbst verkürzt, wenn man neue Genüsse der Einbildungskraft verschmäht, um des traurigen Vergnügens der Mittelmäßigkeit willen, der Unfähigkeit, zu genießen, der Eitelkeit, nicht zu verstehen, des Stolzes, nicht genießen zu wollen.

Zwei Jahre später hielt Goethe eine französische Prachtausgabe seines ‚Faust‘ in Händen — eine deutsche gab es noch nicht. Die 17 beigefügten Illustrationen von Delacroix konnte man wild im Entwurf und roh in der Ausführung finden; aber merkwürdig war, daß keiner seiner deutschen Vorgänger die dargestellten Szenen so tief, so — deutsch aufgefaßt hatte wie dieser Franzose. Im selben Jahre 1828 spielten französische Schauspieler in Berlin und englische in Paris: auch Das konnte man als einen Sieg der Weltliteratur nehmen. Früher hatte man in deutschen Residenzen auch wohl französische Schauspieler gehabt, aber Das war in ganz anderem Sinne gemeint gewesen. Jetzt maßen sich Gleichstehende mit einander. Jetzt galt Goethes Wort:

„Eine jede Literatur ennuyiert sich zuletzt in sich selbst, wenn sie nicht durch fremde Teilnahme wieder aufgefrischt wird.“ (Bezüge nach außen 1828.)

* * *

Goethe hat diese werdende Weltliteratur nie überschätzt. Nur ein gegenseitiges Kennen und Beachten verstand er darunter; daraus folgt dann ein Benutzen und Umbilden der Stoffe, ein Versuchen gleicher Formen; das Ergebnis aber ist eine Steigerung durch einander. Keineswegs sah er schon ein Verschwinden der National-Literaturen oder ein gemeinsames Geistesleben der Völker voraus, wußte er doch und sprach er es doch noch im Jahre 1827 aus, daß sogar die deutsche Literatur als ein wirklich Gemeinsames erst noch im Entstehen war.

Wie die militärisch-physische Kraft einer Nation aus ihrer inneren Einheit sich entwickelt, so muß auch die sittlich-aesthetische aus einer ähnlichen Übereinstimmung nach und nach hervorgehen. Dieses kann nur durch die Zeit bewirkt werden. Ich sehe so viele Jahre als ein Mitarbeitender zurück und beobachte, wie sich, wo nicht aus widerstreitenden, doch heterogenen Elementen eine deutsche Literatur zusammenstellt, die eigentlich nur dadurch eins wird, daß sie in einer Sprache verfaßt ist, welche aus ganz verschiedenen Anlagen und Talenten, Sinnen und Tun, Urteilen und Beginnen nach und nach das Innere des Volks zutage fördert. (Le Tasse, par Duval.)

Wer so nüchtern denkt, glaubt auch nicht an eine baldige geistige Völkergemeinde. Und sieht darin nicht etwas Herrliches.

Wenn nun aber eine solche Weltliteratur, wie bei der sich immer vermehrenden Schnelligkeit des Verkehrs unausbleiblich ist, sich nächstens bildet, so dürfen wir nur nicht mehr und nichts Anderes von ihr erwarten, als was sie leisten kann und leistet.

Die weite Welt, so ausgedehnt sie auch sei, ist immer nur ein erweitertes Vaterland und wird, genau besehen, uns nicht mehr geben, als was der einheimische Boden auch verlieh. Was der Menge zusagt, wird sich grenzenlos ausbreiten und, wie wir jetzt schon sehen, sich in allen Zonen und Gegenden empfehlen. Dies wird aber dem Ernsten und eigentlich Tüchtigen weniger gelingen.

Vorteil werden jedoch auch die Besten von dieser Entwicklung ziehen: sie bleiben im erweiterten Kreise nicht mehr ganz so einsam.

Diejenigen, die sich dem Höheren und dem Höher-Fruchtbareren gewidmet haben, werden sich geschwinder und näher kennen lernen. Durchaus gibt es überall in der Welt solche Männer, denen es um das Begründete und von da aus um den wahren Fortschritt der Menschheit zu tun ist. Aber der Weg, den sie einschlagen, der Schritt, den sie halten, ist nicht eines Jeden Sache. Die eigentlichen Lebemenschen wollen geschwinder gefördert sein, und deshalb lehnen sie ab und verhindern die Förderung Dessen, was sie selbst fördern könnten. Die Ernsten müssen deshalb eine stille, fast gedrückte Kirche bilden. . . .

So lebte ja Goethe längst mit den andern Großen über die Länder und Zeiten hinweg. In seinen letzten Jahren aber wandten sich die Mitlebenden häufiger zu ihm, Byron und Carlyle aus England, Manzoni aus Italien, Ohlenschläger aus Dänemark, Mickiewicz aus Polen.

* * *

Individuen und Nationen — man muß sie schließlich gewähren lassen. Am meisten Förderung, am wenigsten Nachteil aber haben wir von ihnen, wenn wir ihr Treiben mit Ruhe und Wohlwollen betrachten. In den zerstreuten Blättern des alten Goethe, die unter dem Titel „Studien

zur Weltliteratur' zusammengeheftet wurden, lesen wir Sätze, die sich gerade auf die Franzosen beziehen.

Jede Nation hat Eigentümlichkeiten, wodurch sie von den andern unterschieden wird, und Diese sind es auch, wodurch die Nationen sich unter einander getrennt, sich angezogen oder abgestoßen fühlen.

Die Äußerlichkeiten dieser innern Eigentümlichkeiten kommen der andern meist auffallend widerwärtig und im leidlichsten Sinne lächerlich vor. Diese sind es auch, warum wir eine Nation immer weniger achten, als sie es verdient.

Die Innerlichkeiten hingegen werden nicht gekannt, noch erkannt, nicht von Fremden, sogar nicht von der Nation selbst. Sondern es wirkt die innere Natur einer ganzen Nation wie Die des einzelnen Menschen unbewußt; man verwundert sich zuletzt, man erstaunt über Das, was zum Vorschein kommt.

Goethe zweifelte nicht, daß gerade den Franzosen ihre endliche Kenntnissnahme von Deutschland zu erheblichem Vorteil gereichen werde. Dem deutschfranzösischen Grafen Reinhard schrieb er 1829 diese Meinung; „auch haben sie schon ein gewisses selbstbewußtes Vorgefühl, daß ihre Literatur, und zwar noch in einem höheren Sinne, denselben Einfluß auf Europa haben werde, den sie in der Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts sich erworben.“ Als er ihren verspäteten Sturm und Drang in der Poesie mit einem heftigen Fieber verglich (zu Soret, 14. März 1830), meinte er: dies an sich nicht angenehme Fieber werde eine bessere Gesundheit als heitere Folge haben. Und an anderer Stelle (Studien zur Weltliteratur) sprach er seine Überzeugung aus, daß die Franzosen „zunächst wieder einen großen Einfluß auf die sittliche“ — wir sagen dafür heute: die geistige — „Welt haben werden.“

Der achtzigjährige Goethe erlebte noch recht erfreuliche Beweise dieser guten Nachbarschaft. Ganz allgemein beim Lesen französischer Bücher und Zeitungen:

Es ist wirklich wundersam, wie hoch sich der Franzose geschwungen hat, seitdem er aufhörte, beschränkt und ausschließend zu sein. Wie gut kennt er seine Deutschen, seine Engländer! Besser, als die Nationen sich selbst. Wie bestimmt schildert er in Diesen die eigennütigen Weltmenschen, in Jenen die gutmütigen Privatleute! (An Graf Reinhard, 18. Juni 1829.)

Einmal erlebte er, daß ein Franzose ihn gegen Wolfgang Menzels deutsche Literaturgeschichte verteidigte. Er erzählte es seinem Freunde Zelter (31. Dezember 1829):

Du meldetest einmal von einem Menzel, der nicht auf das freundlichste meiner in seinen Schriften gedacht haben solle; ich wußte bisher weiter nichts von ihm, denn ich hätte viel zu tun, wenn ich mich darum bekümmern wollte, wie die Leute mich und meine Arbeiten betrachten. Nun aber werde ich von außen her belehrt, wie es eigentlich mit diesem Kritikus sich verhält. — Le Globe vom 7. November macht mich hierüber deutlich, und es ist anmutig zu sehen, wie sich nach und nach das Reich der Literatur erweitert hat. Wegen eines unsrer eigenen Landsleute und Anfechter braucht man sich nicht mehr zu rühren: die Nachbarn nehmen uns in Schutz!

Von Stapfers Faust-Übersetzung war die Rede. Genialer begabt war Gérard de Nerval, der schon mit 20 Jahren eine eigene Übersetzung drucken ließ und der eben damals, 1828, schon mit einer Reihe von anderen Vielverheißenden in Freundschaft zusammen lebte: Victor Hugo, Theophil Gautier, Houffaye, Karr, Corot, Berlioz. Dieser Tonkünstler ward namentlich von den Liedern in dem gewaltigen Drama entzündet; ehe ein Jahr verging, ließ er sein Erstlingswerk drucken: „Huit Scènes de Faust,

tragédie de Goethe, traduites par Gérard, composées par Hector Berlioz' und sandte zwei Abzüge der Partitur an den deutschen Dichter. Ein begeisterter Brief lag bei. „Monsieur“, war die erste Überschrift gewesen, aber der junge Mann radierte die letzten Buchstaben säuberlich weg und schrieb nun als an einen Fürsten: Monseigneur! — Leider antwortete ihm Goethe nicht, da ihm sein musikalischer Vertrauensmann Zelter versicherte, die Leistung des Franzosen sei nur ein Husten, Schnauben, Krächzen, ein Abszeß, eine Abgeburt. Berlioz aber blieb dem ‚Faust‘ treu, auch als Lieddichter.

Auch der hochbegabte Bildhauer David aus Angers las Nervals Übersetzung; die Folge war, daß er im Sommer 1829 die weite Fahrt nach Thüringen machte, ohne fremden Auftrag, ohne Aussicht auf Kostenersatz, rein aus eigenem Bedürfnis, um von Goethe eine Büste und zwar in einem unerhört großen Maßstabe zu machen. Im August ward das Ton-Modell gefertigt; man staunte es an, fand es genial, aber auch höchst französisch-theatralisch. Es wird erzählt, daß der oberste Kunstgelehrte der Stadt, Heinrich Meyer, von Goethes anderen Freunden den Auftrag bekam, den Franzosen auf dies Übertrieben-Theatralische aufmerksam zu machen, da es den deutschen Betrachtern sehr entgegen stehen würde. Der gute Professor nahm auch einen mächtigen Rede-Anlauf, brach aber gerade bei der Spitze ab, und als ihn Soret nachher deswegen tadelte, rief er aus: „Sapperment! Das konnte ich ihm doch nicht sagen!“

David führte dann in der Heimat diese Riesenbüste in pyrenäischem Marmor aus und schickte sie als sein

eigenes Geschenk an den verehrten deutschen Dichterkönig. Sein begleitender Brief ehrte ihn und den Geist seiner Nation. So lautete er:

Monsieur! Aussitôt que mes jeunes pensées ont pu se fixer vers la contemplation des sublimes ouvrages de la nature, mon admiration a été pour les grands hommes qui sont sa plus belle création. J'ai étudié la sculpture, comme un moyen plus durable de consacrer leurs traits; je leur ai voué ma vie et toutes les sensations de mon âme. Il m'était réservé, comme un indigne bonheur, de reproduire les traits du plus grand, du plus sublime. Je vous offre cette faible représentation de vos traits, non comme un ouvrage digne de vous, mais comme l'expression d'un cœur qui sent mieux qu'il ne peut exprimer.

Vous êtes la grande figure poétique de notre époque; elle vous doit une statue, mais j'ai osé en faire un fragment; un génie plus digne de vous la terminera.

Ebenso bezeichnend war Goethes Antwort, vom 20. August 1831:

Soeben sind es zwei Jahre, daß Sie uns durch Ihre Gegenwart überraschten, ich dürfte fast sagen: in Verlegenheit setzen. Der ausgezeichnete Künstler einer benachbarten Nation, dessen Verpflichtung sich eigentlich nur auf seine Landsleute zu beziehen schien, wenn er sich entschloß, die Gestalt von Individuen durch seine Kunst zu erhalten, war uns eine ganz neue Erscheinung.

Alein nicht lange genossen wir Ihres werten Umganges, als wir einen Mann gewahr wurden, dem das Allgemein-Menschliche lebhaft im Sinne lag und welcher daher überallhin seine Aufmerksamkeit richtete, wo er ein Bestreben bemerkte, darauf zu wirken, daß Menschen an Menschen sich knüpfen, um durch wechselseitige Anerkennung das eigentliche Gleichgewicht im Ganzen herzustellen, welches im Einzelnen, wegen des immerfort dauernden Konfliktes der besonderen Interessen so schwer zu erreichen und zu erhalten ist.

In gleichem Sinne haben wir die übersendete Marmorbüste mit lebhaft-dankbarer Gesinnung aufgenommen: als ein Zeugnis des Wohlwollens eines unmittelbaren Geistesverwandten, als einen Beweis der Auflösung strenger Nationalgrenzen . . .

David hatte schon vorher eine große Kiste gesandt. Sie enthielt eine große Zahl seiner Gipsmedaillons von berühmten Männern und auch von weimarischen Persönlichkeiten, die der Künstler nebenbei festgehalten hatte; sodann aber namentlich eine Menge Bücher, die die jungen Dichter und Schriftsteller in Paris durch David dem großen deutschen Vorgänger überreichen ließen: Victor Hugo, Balzac, Ballanche, Sainte Beuve usw. Goethe vertiefte sich mit Lust darin. „Die jungen Dichter beschäftigen mich nun schon die ganze Woche und gewähren mir durch die frischen Eindrücke, die ich von ihnen bekommen, neues Leben.“ Er lernte Hugo, Balzac und Beyle-Stendhal noch ihrem Werte nach kennen; eine herzliche Liebe aber wandte er einem Dichter zu, der später seine beste Kraft der Politik und Staatsverwaltung gewidmet hat: Narcisse Achille de Salvandy; ihn empfand er wie einen geistigen Sohn, und sein kürzlich empfangenes Werk ‚Seize Mois‘ war das letzte Buch, mit dem sich unser Dichter in den Tagen seines Todes beschäftigt hat.

Einen letzten Beweis seines Weltbürgertums gab Goethe auch mit der letzten Arbeit seines langen, fleißigen Lebens. Im Februar 1830 entspann sich im Schoße der Pariser Akademie der Wissenschaften ein grundsätzlicher Meinungsstreit zwischen zwei großen Naturforschern: Cuvier und Geoffroy de Saint-Hilaire; durch eine Reihe

von Sitzungen ward dieser Kampf fortgeführt. Goethe nahm daran so sehr Anteil, daß ihn noch in den folgenden Monaten diese Sache lebhafter beschäftigte als die neueste französische Revolution. (Soret, 2. August 1830.) Er schrieb eine sehr ausführliche, nach allen Seiten durchdachte Darstellung dieses Streites; sie erschien in den Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik, der Schluß erst in Goethes Todesmonate.

Nun aber möchte man wohl fragen: welche Ursache, welche Befugnis hat der Deutsche, von diesem Streit nähere Kenntniss zu nehmen? ja, vielleicht als Partei sich zu irgend einer Seite zu gesellen? Darf man aber wohl behaupten, daß jede wissenschaftliche Frage, wo sie auch zur Sprache komme, jede gebildete Nation interessiere, wie man denn auch wohl die scientifische Welt als einen einzigen Körper betrachten darf, so ist hier nachzuweisen, daß wir diesmal besonders aufgerufen sind.

Geoffroy de Saint-Hilaire nennt mehrere deutsche Männer als mit ihm in gleicher Gesinnung begriffen; Baron Cuvier dagegen scheint von unsern deutschen Bemühungen in diesem Felde die ungünstigsten Begriffe sich gebildet zu haben; es äußert sich derselbe in einer Eingabe vom 5. April folgendermaßen: „Ich weiß wohl, ich weiß, daß für gewisse Geister hinter dieser Theorie der Analogien, wenigstens verworrenerweise, eine andere sehr alte Theorie sich verbergen mag, die, schon längst widerlegt, von einigen Deutschen wieder hervorgesucht worden, um das pantheistische System zu begünstigen, welches sie Naturphilosophie nennen.“ Diese Aeußerung Wort für Wort zu kommentieren, den Sinn derselben deutlich zu machen, die fromme Unschuld deutscher Naturdenker klar hinzulegen, bedürfte es wohl auch eines Oktavbändchens; wir wollen in der Folge suchen, auf die kürzeste Weise unsern Zweck zu erreichen.

Die Lage eines Naturforschers wie Geoffroy de Saint-Hilaire ist freilich von der Art, daß es ihm Vergnügen machen muß, von den Bemühungen deutscher Forscher einigermaßen unterrichtet zu

sein, sich zu überzeugen, daß sie ähnliche Gesinnungen hegen wie er, daß sie auf demselben Wege sich bemühen und daß er also von ihrer Seite sich umsichtigen Beifall und, wenn er es verlangt, hinreichenden Beistand zu erwarten hat. Wie denn überhaupt in der neuern Zeit es unsern westlichen Nachbarn niemals zu Schaden gedieh, wenn sie von deutschem Forschen und Bestreben einige Kenntniß nahmen.

* * *

Goethe wurde mit siebzig Jahren zum Ehrenmitgliede einer deutschgesinnten Gesellschaft ernannt, die in seiner Vaterstadt ihren Sitz hatte. Bei dieser Gelegenheit mußte er wohl an seine letzte Gedichtsammlung denken, wo er Morgenländisches und Abendländisches durcheinander geflochten und sich zur Weltgemeinschaft bekannt hatte:

Gottes ist der Orient!
Gottes ist der Okzident!
Nord- und südliches Gelände
Ruht im Frieden seiner Hände.

Trotzdem glaubte er, daß ihn jene Gesellschaft mit Recht als Patrioten geehrt habe.

Diesen Vorzug einigermaßen verdient zu haben, darf ich mir wohl schmeicheln, da ich weder Blick noch Schritt in fremde Lande getan als in der Absicht, das Allgemein-Menschliche, was über den ganzen Erdboden verbreitet und verteilt ist, unter den verschiedensten Formen kennen zu lernen und Solches in meinem Vaterlande wiederzufinden, anzuerkennen und zu fördern. Denn es ist einmal die Bestimmung des Deutschen, sich zum Repräsentanten der sämtlichen Weltbürger zu erheben.





6. Goethes englische Beziehungen.

In Goethes Kinderjahren gab es in seiner Vaterstadt noch keine Gelegenheit, Englisch zu lernen. Da kam im Frühjahr 1762 ein Kandidat Schade aus Hildburghausen nach Frankfurt; er wünschte sich dort eine Zeit lang zu ernähren und erbat von der Obrigkeit die Erlaubnis, die englische Sprache lehren zu dürfen; man gestand es zu, und so wurde der junge Theologe, der sich acht Monate in England aufgehalten hatte, der Erste, der in Frankfurt diesen Unterricht anbot. Er versprach, „innerhalb vier Wochen einen Jeden, der nicht ganz roh in den Sprachen sei, diese englische zu lehren und ihn soweit zu bringen, daß er sich mit einigem Fleiße weiterhelfen könne.“ Der kaiserliche Rat Kaspar Goethe benutzte Schades Anwesenheit, sich selbst und seine beiden Kinder in den Besitz einer neuen Sprache zu setzen; und außer den ersten 5 Gulden im Juli 1762 verdiente sich Schade im Februar des nächsten Jahres noch einmal 2 Gulden bei einer Fortbildungsübung in diesem lernlustigen Hause.

Bald genug nach seinem Fortgange konnten Wolfgang und Kornelia ihre Kenntnisse in angenehmer Weise auf-

frischen. Ein Verwandter von ihnen, Sprachmeister Pfeil, hielt eine Pension, in der sich nach einiger Zeit auch ein paar junge Engländer einfanden. So wurden die Geschwister mit einem Harry Lupton befreundet; sie übten mit ihm abwechselnd Deutsch und Englisch, und Kornelia richtete auf diesen Vertreter der Seefahrer-Nation ihre ersten zarten Herzenstriebe. Mit mehreren Andern bildeten die Geschwister auch ein englisches Kränzchen, das Reihe um in verschiedenen Häusern bewirtet wurde. Lupton „konnte von seiner Sprache gute Rechenschaft geben“, und man „erfuhr dabei Manches von seinem Lande und Volke“ (Dicht. u. Wahrh. 6. Buch.). Wolfgang Goethes auffälligste Begabung war damals seine rasche Fertigkeit in allen Sprachen, die er sich anzueignen Lust bekam. Er sorgte sich nicht viel um Rechtschreibung, Formen- und Satzbaulehre, sondern las, schrieb und redete darauf los; bei diesem wilden Verfahren brachte er es als Jüngling im Englischen wie im Französischen, Italienischen, Lateinischen, Griechischen und Hebräischen merkwürdig weit. In seinen Leipziger Briefen finden wir neben eigenen deutschen Versen auch ebensolche lateinische, französische und englische. »I make English verses that a stone would weep«, plaudert der Siebzehnjährige (Ostern 1766) zu seiner Schwester; »Think on it, sister, thou art a happy maiden to have a brother who makes English verses; I pray thee, be not haughty thereof«. Und dann schreibt er ihr ein längeres Gedicht ab, das er an seinen Landsmann Georg Schloffer gerichtet hatte; so beginnt es (in seiner freien Schreibweise):

Thou knowst how heappily they Freind
 Walks upon florid Ways;
 Thou knowst how heavens bounteous hand
 Leads him to golden days.

But hah: a cruel enemy
 Destroies all that Bless:
 In Moments of Melancholy
 Flies all my Happiness.

Then fogs of doubt do fill my mind
 With deep obscurity;
 I search my self, and cannot find
 A spark of Worth in me

Die »Moments of Melancholy« gehörten mit zum englischen Studium. Edward Youngs ‚Nachtgedanken‘ (1741–44 erschienen, 1751 von Ebert übersetzt) wurden auch in Deutschland sehr viel gelesen. Noch eifriger wurden die Romane Samuel Richardsons verschlungen: ‚Pamela‘, ‚Clarissa‘ und ‚Sir Charles Grandison‘; unzählige deutsche Mädchen und Frauen verliebten sich in Richardsons Helden und Heldinnen, und Goethes Lehrer Gellert verkündigte den unsterblichen Ruhm dieses Zeitgenossen:

Dies ist der schöpferische Geist,
 Der uns durch lehrende Gedichte
 Den Reiz der Tugend fühlen heißt,
 Der durch den ‚Grandison‘ selbst einem Bösewichte
 Den ersten Wunsch, auch fromm zu sein, entreißt.
 Die Werke, die er schuf, wird keine Zeit verwüsten,
 Sie sind Natur, Geschmack, Religion.
 Unsterblich ist Homer, unsterblicher bei Christen
 Der Brite Richardson.

Wie in Richardsons, Fieldings, Smollets Romanen kam jetzt von England her auch im Drama der Bürger mit seinen Idealen, Freuden, Sorgen und sittlichen Kämpfen zur gebührenden Geltung. Killos ‚George Barnwell oder der Kaufmann von London‘, das erste bürgerliche Trauerspiel, wurde auch in Deutschland viel aufgeführt; ebenso ähnliche Stücke von Edmund Moore und Richard Cumberland. Und schließlich offenbarte sich der Bürgersinn Englands gar gemeinnützig in den ‚Moralischen Wochenschriften‘, die zwischen 1709 und 1784 blühten: ‚The Tatler‘, ‚Spectator‘, ‚Guardian‘, ‚Lover‘, ‚Rambler‘ und ‚Idler‘ waren die bekanntesten; Addison, Steele und Samuel Johnson ihre berühmtesten Verfasser. Auch diese Zeitschriften wurden ins Deutsche übersetzt. Denken wir zu diesen Bürger-Moralisten noch Alexander Pope hinzu, der von 1688 bis 1744 lebte und zu seiner Zeit für den geschicktesten Meister der poetischen Kunst gelten konnte, so haben wir die englischen Schriftsteller beisammen, in deren Welt der Jüngling Goethe Einblicke tat. Der Sechzehnjährige empfiehlt seiner Schwester den ‚Zuschauer‘, verbietet ihr alle Romane, „den einzigen ‚Grandison‘ ausgenommen, den du noch etliche Mal lesen kannst, aber nicht obenhin“, und erzählt ihr, daß er neulich im Theater bei ihrem Leibstücke, dem ‚Kaufmann von London‘, größtenteils gegähnt, am Ende aber doch mit den Andern geweint habe. Im nächsten Briefe zitiert er dann Verse von Pope.

Aber auch dem nur von Wenigen gekannten alten Theaterdichter Shakespeare trat Wolfgang Goethe schon

als Sechzehnjähriger nahe. Dessen Stücke waren ja für ein verfeinertes Publikum und eine verbesserte Bühne nicht mehr brauchbar; aber ihre Fabeln kamen durch neuere Werke von Christian Felix Weiße und Andere wieder zur Geltung, so ‚Richard der Dritte‘ und ‚Romeo und Julia‘. Auch in Büchern sah der Leipziger Student die Schauspiele Shakespeares noch nicht, weder englisch noch deutsch; aber er besaß und las W. Dodds 1752 erschienene Blütenlese: ‚The Beauties of Shakespear, regularly selected from each play‘. Viele schöne und merkwürdige Stellen blieben ihm im jugendlichen Gedächtnis haften; noch im Alter dachte er gern an dies Buch:

Was man auch gegen solche Sammlungen sagen kann, welche die Autoren zerstückelt mittheilen, sie bringen doch manche gute Wirkung hervor. Sind wir doch nicht immer so gefaßt und so geistreich, daß wir ein ganzes Werk nach seinem Werte in uns aufzunehmen vermöchten. Streichen wir nicht in einem Buche Stellen an, die sich unmittelbar auf uns beziehen? Junge Leute besonders, denen es an durchgreifender Bildung fehlt, werden von glänzenden Stellen gar löblich aufgeregt, und so erinnere ich mich noch als einer der schönsten Epochen meines Lebens, welche gedachtes Werk bei mir bezeichnete. Jene herrlichen Eigenheiten, die großen Sprüche, die treffenden Schilderungen, die humoristischen Züge, Alles traf mich einzeln und gewaltig. (Dicht. u. W. 11. Buch.)

Als Goethe in seine Vaterstadt zurückkehrte, fand er seine Schwester und ihre Freundinnen recht verenglischt wieder. Diese deutschen Bürgertöchter schrieben ihre Briefe und Tagebücher französisch, ihre Ideale aber waren britisch. Sie redeten sich untereinander gern mit »Miss«

an; eine Miss aus Richardsons Romanen wäre Jede gern gewesen. „Du bist eine Närrin mit deinem Grandison“, sagte Wolfgang zur Schwester, und einer Leipziger Freundin klagte er über die Frankfurterinnen:

Bin ich bei Mädchen launisch-froh,
So sehn sie sittenricht'risch-sträflich

— — — — —

Zeigt man Verstand, so ist auch Das nicht recht.
Denn will sich einer nicht bequemen,
Des ‚Grandisons‘ ergebner Knecht
Zu sein und Alles blindlings anzunehmen,
Was der Diktator spricht,
Den lacht man aus, Den hört man nicht.

* * *

Es dauerte nicht lange, so ward Goethe viel tiefer als diese Mädchen von englischen Dichtern gestimmt und begeistert. Er lernte Shakespeare besser kennen, zuerst durch Wielands achtbändige Übersetzung, die 1762–66 erschien, und dann auch im englischen Texte. „Voltaire hat dem Shakespeare keinen Tord tun können“, erklärt er im Februar 1769, denn „kein kleinerer Geist wird einen größeren überwinden.“ Ein Jahr danach erkennt er drei Männer als seine „echten Lehrer“ an: Deser, Wieland und Shakespeare. Wieder ein Jahr später, in Straßburg, wäre es ihm nicht mehr eingefallen, diese Drei in einem Atemzuge zu nennen. Im Herbst 1770 hatte er viele Gespräche mit Herder; bald darauf wurde er auch mit dem anderen Shakespeare-Schwärmer Jakob Lenz befreundet,

und so wirkte in unserer Straßburger Sozietät Shakespeare, übersezt und im Original, stückweise und im ganzen, stellen- und auszugsweise, dergestalt, daß, wie man bibelfeste Männer hat, wir uns nach und nach im Shakespeare befestigten, die Tugenden und Mängel seiner Zeit, mit denen er uns bekannt macht, in unsern Gesprächen nachbildeten, an seinen Quibbles [Wortspielen] die größte Freude hatten und durch Übersetzung derselben, ja durch originalen Mutwillen mit ihm wetteiferten.

Hierzu trug nicht wenig bei, daß ich ihn vor Allen mit großem Enthusiasmus ergriffen hatte. Ein freudiges Bekennen, daß etwas Höheres über mir schwebte, war ansteckend für meine Freunde, die sich alle dieser Sinnesart hingaben. Wir leugneten die Möglichkeit nicht, solche Verdienste näher zu erkennen, sie zu begreifen, mit Einsicht zu beurteilen; aber Dies behielten wir uns für spätere Epochen vor. Gegenwärtig wollten wir nur freudig teilnehmen, lebendig nachbilden und bei so großem Genuß an dem Manne, der ihn uns gab, nicht forschen und mäkeln: vielmehr tat es uns wohl, ihn unbedingt zu verehren.

Nach Frankfurt zurückgekehrt, entwarf Goethe alsbald eine Rede, die er am Kalendertage dieses seines Heiligen vorzulesen oder von Andern gelesen wünschte.

Die erste Seite, die ich in ihm las, machte mich auf zeit- lebens ihm eigen, und wie ich mit dem ersten Stücke fertig war, stand ich wie ein Blindgeborener, dem eine Wunderhand das Gesicht in einem Augenblicke schenkt. . . .

Shakespeare, mein Freund, wenn du noch unter uns wärest, ich könnte nirgends leben als mit dir. Wie gerne wollt' ich die Nebenrolle eines Pylades spielen, wenn du Drest wärst, lieber als die geehrwürdigste Person eines Oberpriesters im Tempel zu Delphos. . . .

Ich schäme mich oft vor Shakespeare, denn es kommt manchmal vor, daß ich beim ersten Blick denke: Das hätt' ich anders gemacht! Hintendrein erkenn' ich, daß ich ein armer Sünder bin, daß aus Shakespeare die Natur weißsagt und daß meine Menschen Seifenblasen sind, von Romangrillen aufgetrieben. . . .

Die Jugend will keine altbekannten, sondern neu entdeckte Götter verehren; sie will namentlich auch kämpfen und verwendet die neuen Ideale und Fetische, um auf die Ideale und Fetische ihrer Väter und Lehrer loszuschlagen. So brauchte der junge Goethe auch den Shakespeare gegen Voltaire, den Sophokles gegen Corneille, den Euripides gegen Wieland. Der jungfrische Mensch übertreibt in Liebe und Haß.

* * *

Bald danach lernte Goethe zwei neue englische Erzähler, Oliver Goldsmith und Lorenz Sterne, kennen; sie konnten nicht die gleiche staunende Bewunderung wie Shakespeare, wohl aber Liebe, eine dauernde und unbedingte Liebe erwecken. Außerdem wirkten dann der Nebeldichter Macpherson-Ossian, der elegische Gray, der in düstern Betrachtungen schwelgende Young, der in höchstem Maße verbitterte und in allerschärfster Satire um sich stechende Swift auf die empfindende Jugend ein, Stunden der Wehmut, der Sehnsucht, der zartesten Schwärmerei, des Grams, des Widerspruchs gegen Gott und die Welt hervorruhend. Diese Literatur half vielen jungen Leuten in Deutschland die Köpfe verdrehen; sie träufelte in ihre Herzen das Gift des Welt Schmerzes, der egoistischen Überempfindlichkeit und Selbstüberschätzung, des trägen Hindämmerns. Auch Goethe war eine Zeitlang von dieser geistigen Schwindsucht ergriffen, zumal als auch er liebte, ohne das geliebte Wesen an sich ziehen zu können. Solche eigenen Erlebnisse erwecken ja bei den Meisten die „Wertherstimmung“; wenn dazu

noch begabte Künstler die Nichtigkeit des irdischen Daseins und die Erbärmlichkeit der (andern!) Menschen darlegen, sind die Folgen oft schlimm.

Genug, jene oben im Allgemeinen erwähnten ernsten und die menschliche Natur untergrabenden Gedichte waren die Lieblinge, die wir uns vor allen andern aussuchten, der Eine nach seiner Gemütsart die leichtere elegische Trauer, der Andere die schwer lastende, Alles aufgebende Verzweiflung suchend. Sonderbar genug bestärkte unser Vater und Lehrer Shakespeare, der so reine Heiterkeit zu verbreiten weiß, selbst diesen Unwillen. Hamlet und seine Monologen blieben Gespenster, die durch alle jungen Gemüther ihren Spuk trieben. Die Hauptstellen mußte ein Jeder auswendig und rezitierte sie gern, und Jedermann glaubte, er dürfe ebenso melancholisch sein als der Prinz von Dänemark, ob er gleich keinen Geist gesehen und keinen königlichen Vater zu rächen hatte.

Damit aber ja allem diesem Trübsinn nicht ein vollkommen passendes Lokal abgeht, so hatte uns Ossian bis ans letzte Thule gelockt, wo wir denn auf grauer, unendlicher Heide, unter vorstarrenden, bemoosten Grabsteinen wandelnd, das durch einen schauerlichen Wind bewegte Gras um uns und einen schwer bewölkten Himmel über uns erblickten. Bei Mondenschein ward dann erst diese kaledonische Nacht zum Tage: untergegangene Helden, verblühte Mädchen umschwebten uns, bis wir zuletzt den Geist von Loda wirklich in seiner furchtbaren Gestalt zu erblicken glaubten.

Goethe zahlte diesen Stimmungen seinen Tribut im ‚Werther‘ und schüttelte sie damit ab. Vorher schon hatte er sich durch den ‚Göz‘ zu Shakespeares Formen und Geiste bekannt. Von nun an, also schon von seinem vierundzwanzigsten Jahre an, übten der englische Geist und die englische Literatur keine starke Kraft mehr auf ihn aus. Er las verhältnismäßig wenig eng-

lische Bücher; in dieser Sprache zu schreiben hatte er nach den unreifen Jugendjahren in Leipzig schon aufgegeben; sie im Umgang zu gebrauchen, kam damals kaum je in Frage, denn die Engländer, die das Festland besuchten, hatten die allgemeine Verkehrssprache der feinen Welt, das Französische, mißhandeln gelernt. Auch waren sie, außer in den Hafenstädten und in Hannover und Göttingen, recht seltene Erscheinungen.

* * *

In Weimar war, als Goethe dahin kam, ein wenig englische Literatur in deutscher Übersetzung Einigen bekannt; unser junger Dichter konnte sich seiner neuen Freundin, der Oberstallmeisterin v. Stein, als Lehrer des Englischen anbieten, obwohl er doch selber in Aussprache, Orthographie und Grammatik recht unwissend oder, wenn man will, recht selbstherrlich geblieben war. Man nahm Das damals nicht so genau; auch Jakob Lenz, der diesen Unterricht bei Frau v. Stein fortsetzte, verdeutschte zwar Stücke aus Shakespeares Dramen mit seinem gewohnten Genie; seine Kenntniss der Sprache war aber ebenso lückenhaft, sein Gebrauch derselben ebenso willkürlich wie Goethes.

Der erste Engländer, den Goethe nach Harry Lupton näher kennen lernte, zeigte ihm diese Nation von einer beneidenswerten Seite. Georg Batty wurde 1778 auf Mercks Rat von Herzog Karl August dazu berufen, in den Fürstentümern Weimar und Eisenach landwirtschaftliche Verbesserungen vorzuschlagen und zu überwachen; es handelte sich namentlich um Trockenlegung allzu

nasser, Verieselung allzu trockener Böden. Batty erwies sich höchst tüchtig, und dieser „Landkommissar“, der nach englischer Art von der deutschen Sprache sich nur das Nötigste aneignete, gehörte sogleich zu den ganz wenigen Beamten, deren Wirksamkeit den Wohlstand des Landes hob und dem Fürsten Freude an Erfolgen verschaffte. Goethe erlebte in ihm die erste Verkörperung des „praktischen Engländers.“ Wie Batty auf einem Landgute, so mußte man überall grad auf die Aufgabe des Tages losgehen. „Er träumt nicht im Allgemeinen, wie unsereiner ehemals um bildende Kunst; wenn er handeln soll, greift er grad Das an, was jetzt nötig ist.“ (Tagebuch 14. Juli 1779.) „Das ist mein fast einziger lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe“, fuhr er im Mai des nächsten Jahres fort; „so lang’ ich lebe, soll’s ihm weder fehlen an Nassen und Trockenem.“

Im Jahre 1786 hielten sich zwei Briten, Lord Inverary und Hauptmann Henry Heron, in Jena und Weimar auf. Der Schotte Heron gefiel sehr; Karl August hätte ihn gern in seine Dienste genommen, und die junge Lotte v. Lengefeld aus Rudolstadt noch viel lieber in die ihrigen; aber der liebe Heron reiste weiter, wie einst Harry Lupton getan.

* * *

In Italien waren die Engländer häufiger; dort galt ja jeder wohlhabende Fremde, z. B. Goethe, ohne weiteres für einen Inglese. Eine merkwürdigste Persönlichkeit unter Denen, die Goethe kennen lernte, war Sir

William Hamilton, englischer Gesandter am Hofe zu Neapel. Er hatte sich an der Ausgrabung von Pompeji und Herkulanum treibend und helfend beteiligt, hatte sehr viele Altertümer, besonders altgriechische Vasen, erworben und kostbare Bücher über solche wieder aufgefundene Kunstwerke drucken lassen. Goethe sah in ihm aber auch einen Meister der Lebenskunst.

Wer sich Zeit nimmt, Geschick und Vermögen hat, kann sich auch hier [in Neapel] breit und gut niederlassen. So hat sich Hamilton eine schöne Existenz gemacht und genießt sie nun am Abend seines Lebens. Die Zimmer, die er sich in englischem Geschmack einrichtete, sind allerliebste, und die Aussicht aus dem Eckzimmer vielleicht einzig. . . . Hamilton ist ein Mann von allgemeinem Geschmack und, nachdem er alle Reiche der Schöpfung durchwandert, an ein schönes Weib, das Meisterstück des großen Künstlers, geraten.

Er hat sie bei sich, eine Engländerin von etwa zwanzig Jahren. . . . Er hat ihr ein griechisch Gewand machen lassen, das sie trefflich kleidet; dazu löst sie ihre Haare auf, nimmt ein paar Schaals und macht eine Abwechslung von Stellungen, Gebärden, Mienen usw., daß man zuletzt wirklich meint, man träume. . . . Der alte Ritter hält das Licht dazu und hat mit ganzer Seele sich diesem Gegenstande ergeben. Er findet in ihr alle Antiken, alle schönen Profile der sizilianischen Münzen, ja den Belveder'schen Apoll selbst.

Bei einem andern erfolgreichen Kunst- und Altertümer-Sammler, Sir Richard Worsley, nahm Goethe bessere Einsicht in die Arbeiten des Phidias und die athenische Akropolis; „einen entschiedenen und unauslöschlichen Eindruck“ behielt er. Durch Angelika Kauffmann, die früher in England gelebt hatte, kam er in Verbindung mit dem Maler Moore, dem ehemaligen Maler Jenkins,

der sich zu einem Kunsthändler und Bankier entwickelt hatte, und andern Engländern.

* * *

Als Goethe nach Weimar zurückkam, traf er dort als geschätzte Gäste einen Mr. Gore und seine beiden ledigen Töchter; Karl August hatte die Familie in einem Bade kennen gelernt und war in Miß Emily ein wenig verliebt. Die minder schöne Elise, die sich in der Malerei auszeichnete, hatte (nach dem Urtheil der Karoline Herder) „ein sehr warmes Herz“ für Goethe. Dieser aber wandte sich um die gleiche Zeit heimlich der derberen Christiane Vulpius zu. „Gores sind recht gut, wenn man in ihrer Art mit ihnen lebt“, meinte er; „sie sind aber in sittlichen und Kunstbegriffen so eingeschränkt, daß ich gewissermaßen garnicht mit ihnen reden kann; sie sind glücklich, ich mag sie auch nicht in ihrem Glücke stören, so wenig ich daran teilnehmen kann.“ (An Frau v. Stein, 12. August 1788.)

Gores setzten zunächst ihr Wanderleben noch fort; Herzog Karl August wünschte aber ihre beständige Gegenwart in Weimar; er mußte 1791 für sie keine passendere Wohnung als die beiden Quartiere im Jägerhause, die Goethe seit einigen Jahren bewohnte; er beredete diesen Freund, sie den Gores zu überlassen, und entschädigte ihn durch das Helmershausensche Besitztum am Frauenplane. Die Gores lebten sich nun ganz in Weimar ein; bei Hofe und in der feinen Gesellschaft waren sie sehr angesehen; der alte Vater, der ursprünglich Kaufmann gewesen war und nach einer reichen Heirat sich zuerst

der Schiffsbaukunst, sodann der Malerei und einem Reiseleben gewidmet hatte, ward jetzt allgemein Herr v. Gore genannt. Auch Goethe schätzte ihn hoch und setzte ihm nach seinem Tode (1807) im ‚Philipp Hackert‘ gern ein kleines Denkmal.

Die Gegenwart dieses vortrefflichen Mannes ist unter die bedeutenden Vorteile zu rechnen, welche diese Stadt in den letzten Jahren genossen. Seine Persönlichkeit machte stets einen wohlthätigen Eindruck. Einfach, freundlich und gefällig erwies er sich gegen Jedermann; selbst noch im Alter machte seine Gestalt, seine Gesichtsbildung einen sehr angenehmen Eindruck. Der Unterhaltung mit ihm konnte es nie an Stoff fehlen, weil er Vieles gesehen, erlebt und gelesen, ja man kann sagen: keinen Augenblick des Lebens mit unbedeutenden Gegenständen zugebracht hatte. Seine ansehnlichen Einkünfte setzten ihn in den Stand, bequem und behaglich zu leben und dabei großmütig, gegen Tätige fördernd, gegen Leidende hilfreich zu sein.

Ein anderer Engländer, Joseph Charles Mellish of Blyth, blieb nicht so lange in Weimar, wurde aber mit der dortigen Gesellschaft sehr vertraut. Goethe trank gern mit ihm Champagner und nahm die Patenschaft bei seinem Söhnchen Karl Wolfgang an; Schiller kaufte ihm sein Haus ab und verbesserte ihm seine Gedichte. Denn Mellish dichtete auf deutsch! 1818, als er britischer Konsul in Hamburg war, gab er ‚Deutsche Gedichte eines Engländers‘ heraus.

Gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts kam Mouniers Lehranstalt, der Karl August sein Schloßchen im Park von Belvedere eingeräumt hatte, in Flor. Seine Schüler waren neben einigen Russen und Balten namentlich Engländer, junge, übermütige Menschen, die sich im

armen Weimar wie die Könige der Welt gebärdeten. Karl August hatte seine Freude daran und gönnte ihnen ihre Erfolge bei den Töchtern des Landes. „Das wird recht Hochblut in die Kasse bringen und geradere Kreuze wie bisher.“ So sah er's an, weil er eben damals 40 Pferde aus England bezog.

Mouniers Anstalt gedieh; trotzdem ward sie 1801 aufgelöst, denn ihr Leiter bekam jetzt von Napoleon die Aussicht, wieder im Vaterlande zu wirken.

Der nächste Engländer, der sich in der weimarischen Gesellschaft Ansehen erwarb, war ein Jenaer Student. Henry Crabb Robinson kam aus der kleinen Stadt Bury und von kleinen Leuten her. Mit vierundzwanzig Jahren war ihm eine Erbschaft zugefallen; sehr bald danach hörte er von den deutschen Dichtern und Denkern, und sogleich stand sein Entschluß fest, nach Deutschland zu reisen und dort die höchsten Erkenntnisse zu sammeln, die Menschen bisher gewannen. Etwa sechsundzwanzigjährig kam er nach Thüringen; von 1802 bis 1805 hörte er Vorlesungen in Jena. Er ward mit Anebel befreundet, mit Goethe, Schiller, Herder und Wieland gut bekannt, ebenso mit dem Herzoge und den beiden Herzoginnen von Weimar. Die Frau v. Staël hätte ihn am liebsten mitgenommen und zu ihrem Hausgenossen gemacht. Robinson sprach sehr gut deutsch, kannte unser Land durch große Fußwanderungen, und seine Kenntnis von Kants oder Goethes Werken war so eindringend, daß er fast jeden Deutschen hätte belehren können. Seine geringe Herkunft merkte ihm Niemand an, denn bei aller Bescheidenheit trat er überall als freier Mann auf und

opferte seine eigene Meinung auch den Mächtigen nicht. Daran erkannte man auch in ihm den Briten.

* * *

Napoleons Siegeszug hob in dem von ihm eroberten Deutschland alle Verhältnisse mit den vom neuen Gebieter geächteten Engländern auf. Wenn Goethe in dieser „Franzosenzeit“ aber an jene Vertreter Großbritanniens zurückdachte, die ihm begegnet waren, so sah er fast nur außergewöhnliche und durch ihre Selbständigkeit Achtung erweckende Menschen. Er konnte also aus eigener Erfahrung 1810 das Urteil drucken lassen, „daß bei den Engländern vorzüglich bedeutend und schätzenswert ist: die Ausbildung so vieler derber, tüchtiger Individuen.“ (Geschichte der Farbenlehre.)

Mit einem solchen derben, tüchtigen Individuum rang Goethe auf der Höhe seines Lebens in zähem Streite: mit dem seit hundert Jahren hochberühmten Naturforscher Isaac Newton; seine Angriffe auf dessen optische Lehren erhißten sich zuweilen zum persönlichen Hasse, aber Das, was er an Newton haßte, war Allgemein-Menschliches oder Allgemein-Gelehrtenhaftes und nicht das Britische.

Es ist schon angedeutet, daß Goethe sich mit der schönen Literatur der Briten nach seinen Jünglingsjahren verhältnismäßig wenig befaßte; für einen guten Kenner konnte er trotzdem gelten, da er lebenslang ein gewaltiger Leser von erstaunlicher Einnahmefähigkeit und sein Gedächtnis sehr stark blieb. Jener gelehrte Student Robinson fragte ihn einmal, ob er ‚Das gerettete Venedig‘ von Otway kenne. „Ja, die komischen Scenen sind besonders

gut“, antwortete Goethe zum Entsetzen des Fragenden, denn jene Szenen galten in England für ganz mißraten und wurden bei den Aufführungen fortgelassen. Aber Goethe redete nicht ins Blaue hinein; er hatte das Stück als Jüngling gesehen und vor zehn Jahren selber auf die Bühne gebracht. So konnte er über die ganze englische Literatur mitreden: sie biete uns ungeheure Schätze, „und man findet sich kaum in dem Reichthum, der sich uns zudrängt, wenn man ihr nahe tritt.“ (24. Juni 1813 an Gräfin D'Donell.)

Zu Shakespeare hatte er ein Verhältnis gewonnen, daß uns Heutigen sehr wunderlich erscheint, zu Goethes sonstiger Gesinnung aber vollkommen paßt. Er verherrlichte ihn als einen allergrößten Dichter, hielt seine Dramen aber für keine Theaterstücke, sondern wollte sie gelesen, am liebsten vorgelesen haben. Demgemäß hat er als Theaterdirektor von diesen zahlreichen Stücken nur wenige aufführen lassen, und diese wenigen waren stark umgearbeitet. ‚Hamlet‘, ‚König Lear‘, ‚Der Kaufmann von Venedig‘ und ‚Julius Caesar‘ standen schon auf der Liste, als Bellomos Theater vom Hofe übernommen wurde; unter Goethe kamen nur hinzu 1791 ‚König Johann‘, 1792 ‚König Heinrich der Vierte‘, 1800 ‚Macbeth‘, 1805 ‚Othello‘ und 1812 ‚Romeo und Julia‘. Im ganzen wurden in seinen 27 Herrschaftsjahren nur 46 Abende mit Shakespeare besetzt, während Kozzebue an 410 und Jffland an 206 Abenden das weimarische Publikum erbauten. Dies Publikum wollte es nicht anders; Niemand beschwerte sich, daß Shakespeare vernachlässigt werde, und einige Dramen des großen Briten konnten

nur zwei- oder dreimal den Theatersaal füllen. „Shakespeares Werke sind nicht für die Augen des Leibes“, behauptete demgemäß Goethe 1813 („Shakespeare und kein Ende“). Den nahe liegenden Einwand, daß Dieser doch als ein Berufsschauspieler geradezu für die Bühne gearbeitet habe — sehr zum Unterschiede von dem jungen Dichter des ‚Faust‘ und ‚Götz‘ — widerlegte Goethe mit dem Hinweis, daß es sich damals um eine ganz andere Art Bühne und Vorführung gehandelt habe.

Es war nur folgerichtig, daß Goethe jetzt den Shakespeare nicht nur zu den Lichtern, sondern auch zu den Irrlichtern rechnete (Mar. u. Refl. 1258) und die Meinung aussprach, für aufkeimende Talente sei die Beschäftigung mit ihm gefährlich. (Ebenda 1364.)

* * *

Die Befreiungskriege stellten die Verbindung mit England wieder her. Auch Goethes Herzog gehörte zu den Feldherren, die nach der Einnahme von Paris das Land der reichen Verbündeten kennen zu lernen strebten.

Goethe selber hat nie eine Neigung dazu verspürt. Wenn er bei seinen vielfachen Bestrebungen drüben einen Auskunfts- und Verbindungsmann brauchte, so stand ihm der deutsche Schriftsteller Johann Christian Hüttner zur Verfügung, der dort als Übersetzer in der Staatskanzlei und als Mitarbeiter von Cottas Zeitungen lebte, aber auch gern den deutschen Höfen als Agent diente.

Zwei neue britische Dichter beschäftigten das ganze gebildete Publikum Deutschlands in den folgenden Jahren häufig und stark: Lord Byron und Sir Walter Scott.

Byron zog sowohl durch sein ungebändigtes, abenteuerliches Leben, durch seine Kampfstellung gegen sein eigenes Volk als durch sein höchst eigenartiges und kühnes dichterisches Schaffen die allgemeine Aufmerksamkeit auf seine Person und seine Werke. Goethe fühlte sich, als er diese Gedichte las, zuerst „durch hypochondrische Leidenschaft und heftigen Selbsthaß abgestoßen“, aber bei weiterer Beschäftigung „nach und nach angezogen.“ (Annalen 1816.) Er beachtete nun auch die andern neuern Schriftsteller der britischen Inseln und Nordamerikas, kehrte aber immer wieder zu Byron als dem Höchstbegabten zurück. „Er war mir ein teurer Zeitgenosß, und ich folgte ihm gern auf den Irrwegen seines Lebens.“ (Annalen 1817 und 1821.)

Nach und nach wuchs diese Teilnahme an Byron zu einer zärtlichen, ja schwärmerischen Liebe. Goethe sah ihn nur von weitem, und Das war förderlich zur poetischen Idealisierung; er konnte ihn sich als einen wiedergeborenen Faust oder Prometheus oder als sonst einen der „Herle“, denken, die er und andere Stürmer vor fünfzig Jahren so sehr geliebt und zu Helden ihrer Dramata gemacht hatten. Jetzt erlebte man das Kraft-Drama ‚Byron‘ durch Zeitungen, Berichte, Gerüchte. Freilich, wenn ein deutscher Graf als Mensch und Dichter ebenso aufgetreten wäre, so hätte der Widerspruch kaum eine Bewunderung der hohen Gaben aufkommen lassen; aber diesen Vorzug hat der Ausländer allemal vor dem Landsmanne, daß wir seine Fehler als etwas uns nicht Berührendes sehr duldsam hinnehmen (den seltenen Fall ausgenommen, daß er sich gegen uns

wendet). Auch werden wir es der fremden Nation zuweilen gönnen, wenn einer der Ihren sie schwer ärgert; Byrons Sünden schienen leichter zu wiegen, weil die „moralischen“ Engländer durch ihn empfindlich verletzt wurden. Goethe behauptete sogar: der Mensch Byron sei gut; seine schlimmen Eigenschaften habe er als Engländer, als englischer Vornehmer. (Eckermann, 24. Februar 1825.)

Die englische Nation hat gar nicht Ursache, dem Lord Byron seine Mängel vorzuwerfen. Wenn er fehlt, fehlt er als Engländer, als ungebändigter reicher Erbe, pedantisch erzogen, sittlich ungebildet, zum Widerspruch geneigt, in der Opposition sich gefallen, in der Tadelsucht sich erfreuend, und zuerst seine Landsleute, König und Gemeine, zuletzt, ins Grenzenlose sich verlierend und ohne Maß und Ziel die ganze Welt verlästernd. Diese nach und nach sich steigenden Unarten sind nationell und familienhaft, und da bleibt es denn immer ein Wunder, daß er als Mensch so gut geblieben und als Dichter über alle Zeitgenossen sich erhoben. (Zu Medwins Unterh. mit Lord Byron, 15. Juni 1824.)

„Byron allein lasse ich neben mir gelten“, urteilte Goethe 1823 gegen den Kanzler v. Müller. „Walter Scott ist nichts neben ihm.“ Scott war aber um diese Zeit wohl auch in Deutschland der am meisten gelesene Dichter. 1825 sagte Goethe von den weimarischen Damen, sie seien in Scottisten und Byronisten geteilt; die Letzteren hätten ein starkes Herz und einen glühenden Kopf; die ruhigeren zögen den Walter Scott vor. (Soret, 28. April 1825.) In den folgenden Jahren lernte er Scotts Romane immer höher schätzen; besonders rühmte er ‚Waverley‘, ‚Kenilworth‘ und ‚Das schöne Mädchen von Perth‘. Als er am Schlusse seines Lebens

einmal betonte, man sollte eigentlich nur Das lesen, was man bewundere, fuhr er fort: in seiner Jugend habe er es so gehalten und nun verfare er ebenso mit Walter Scott.

Ich habe jetzt den ‚Rob Roy‘ angefangen und will so seine besten Romane hintereinander durchlesen. Da ist freilich Alles groß: Stoff, Gehalt, Charaktere, Behandlung. Und dann der unendliche Fleiß in den Vorstudien, sowie in der Ausführung die große Wahrheit des Details! (Zu Erdmann, 9. März 1831.)

Scott hatte als junger Mann etwas Deutsch gelernt, und zu seinen ersten literarischen Versuchen gehörten Übersetzungen des ‚Göz von Berlichingen‘ und des ‚Erlkönigs‘. Gegen Ende seines Lebens, als er nach einem Schlaganfall in Italien Genesung suchte, wünschte er den großen deutschen Dichter noch von Angesicht kenne zu lernen und ließ ihm von Neapel aus durch einen gemeinsamen Bekannten schreiben: er würde auf der Rückreise bei ihm vorsprechen. Goethe zeigte sich diesem Bekannten, dem Maler und Baumeister Zahn, erfreut über diese Aussicht, indem er zugleich im Namen seiner Schwiegertochter die Tochter Anna, die ihren kranken Vater begleitete, einlud. „Sollte Herr Walter Scott noch in Ihrer Nähe sein, so versichern Sie Denselben, daß er sich bei uns durchaus einheimisch finden werde und nicht nur als Verfasser so vieler und bedeutender Werke, sondern zugleich als ein Wohl- und Edeldenkender, der allgemeinen Ausbildung sich widmend.“ Zwölf Tage nach dieser Einladung starb Goethe; sechs Monate später folgte ihm der Dichterkönig Schottlands.

Auch mit Byron hatte Goethe eben noch rechtzeitig vor Dessen letztem Abenteuer Grüße ausgetauscht.

Byron zeigte in seinen Gedichten wiederholt seine Bekanntschaft mit dem ‚Faust‘, die jedoch nur aus Bruchstücken von Übersetzungen herrührte; er ließ sich dem alten deutschen Dichter einige Male durch Reisende empfehlen und widmete ihm sein Trauerspiel ‚Werner‘, nachdem er schon vorher bei ‚Marino Faliero‘ und ‚Sardanapalus‘ solche Widmungen entworfen, aber etwas leichtfertig behandelt hatte. Im Mai 1823 stellte sich ein neunzehnjähriger Ire, Charles Sterling, Sohn des englischen Konsuls in Genua, im Goethe-Hause mit einem Empfehlungsschreiben von Byron vor und fand eine sehr gute Aufnahme. Als sich nun bald danach das Gerücht verbreitete, Byron werde am Befreiungskampfe der Griechen teilnehmen, sandte ihm Goethe (unter der Adresse Sterlings nach Genua) den ersten schriftlichen Gruß: Es war eine leise Mahnung, der jüngere Mann möchte aus den Tiefen der Weltverachtung und Selbstpeinigung auf eine höhere Bahn steigen. Der Türmer Lynkeus sprach aus dem alten Dichter:

Ein freundlich Wort kommt eines nach dem andern
 Von Süden her und bringt uns frohe Stunden;
 Es ruft uns auf, zum Edelsten zu wandern:
 Nicht ist der Geist, doch ist der Fuß gebunden.

Wie soll ich Dem, den ich so lang' begleitet,
 Nun etwas Traulich's in die Ferne sagen?
 Ihm, der sich selbst im Innersten bestreitet,
 Stark angewohnt das tiefste Weh zu tragen!

Wohl sei ihm doch, wenn er sich selbst empfindet!
 Er wage selbst, sich hochbeglückt zu nennen,
 Wenn Musenkraft die Schmerzen überwindet!
 Und wie ich ihn erkannt, mög' er sich kennen!

Byron erhielt das Blatt in Livorno, eben bei seiner Abfahrt nach Griechenland. Er antwortete sogleich, am 24. Juli, und indem er für die Verse dankte, die er als günstiges Vorzeichen für seine Unternehmung betrachte, versprach er: »If ever I come back, I will pay a visit to Weimar to offer the sincere homage of one of the many millions of your admirers.«

Am 23. Mai 1824 erhielt Goethe die Nachricht von Byrons Tode. Seiner Liebe zu diesem unglücklichen Höchstbegabten gab er noch manchmal Ausdruck. (Vgl. Goethes kleine Aufsätze ‚Kapitän Medwins Unterhaltungen mit Lord Byron‘, ‚Lebensverhältnis zu Lord Byron‘, seine Gespräche mit Eckermann und Andern und die Euphorion-Szenen im ‚Faust‘. Ferner auch Brandl im G.-Jahrb. 1899.)

* * *

Der ebengenannte Charles Sterling war einer der Ersten einer langen Reihe von jungen Engländern, Schotten und Iren, die in Goethes letzten zehn Jahren auf längere oder kürzere Zeit das Städtchen Weimar aufsuchten. Es waren Studenten, Offiziere, Literaten, halbfertige Söhne vornehmer Familien, der Zahl nach bis zu zwei Duzend zur selben Zeit. Sie mieteten sich in den Gasthöfen oder in Pensionen, zum Beispiel bei Professor Melos, oder auch bei Beamten ein, deren karge Gehälter mit ihren hohen Titeln in Mißverhältnis standen. Sie brachten also Geld in das sehr arme Nest. Sie lieferten auch eine Fülle Unterhaltungstoff, nicht nur weil sie neue, eigenartige, frei darauf los

lebende Menschen waren, sondern auch, weil sie selber nur auf Zeitvertreib ausgingen. Denn mit dem Erlernen der deutschen Sprache, dem Einfühlen in die deutsche Literatur und Kultur war es ihnen sehr wenig Ernst; sie bezahlten dem Johann Peter Eckermann seine Stunden und lernten von ihm lieber draußen in Wiesen und Wäldern das Bogenschießen oder die Bogelkunde als in der Stube den Bücherkram. Selbst der junge Des Boeur, der seinen ‚Lasso‘ übersetzt hatte, heißt in einem Briefe Goethes „ein Engländer, der wie Andere, um nicht Deutsch zu lernen, nach Deutschland gekommen war“; in diesem Falle ward wirklich ein Sohn Albions „durch geistreich-gesellige Unterhaltung und Anregung verführt“, seine insulare Bildung zu erweitern. (An Zelter, 29. März 1827.) Bei den weimarischen Damen fanden diese übermütigen und fremdartigen Jünglinge sehr offene Herzen; noch erstaunlicher war die überaus freundliche Aufnahme bei Hofe. Jeder, der aus den drei Königreichen kam, galt ohne weiteres einem Adligen gleich, und die schlechtesten Manieren nahm man als englisch mit Bewunderung hin. Wo ein Brite sich auf dem Sopha räkelte, standen drei deutsche Damen um ihn herum und schmachteten ihn an.

„Der Damen zuvorkommende Huld verwöhnte sie, gestattete ihnen, sich das Unglaubliche zu gestatten“, erzählt Karl v. Holtei (Damals in Weimar II).

Mitunter zeigten sich recht umgängliche, in ihrer Art sogar bescheidene Menschen darunter; aber an veritablen Flegeln fehlte es wahrlich auch nicht. . . . Im Glücke wechselten sie oft und rasch. . . .

Die männliche Hälfte [der Eingeborenen] murrte zwar, aber sie murrte sehr leise. Denn wer wagte sich laut hervor mit seinem gerechten Groll wider kecke Eindringlinge gegenüber dem Hofe, dem Goetheschen Hause (nicht ihm!), der Damenwelt, endlich denjenigen Geschäftsleuten, die an plattierten Lords fast noch mehr gewannen als an echten? . . . Doch was verkniffen werden mußte innerhalb der weimarischen Mauern, machte sich nach außen Luft, drang nach andern Orten, erreichte in Jena sogar das Ohr des harthörigen, schier völlig tauben, darum nicht minder Wohlklang spendenden Verstkünstlers Gries, der voll vaterländischen Grimms herüber sang:

Geduld! Verlaß dich auf mein Wort,
 Gar Vieles ändert sich auf Erden!
 Und geht's nur so ein Weilchen fort,
 Wird bald das Deutsche hier am Ort
 Als fremde Sprache Mode werden.

Nicht übel gesagt auf eine Stadt, aus welcher Goethe ein halbes Jahrhundert geistig-deutsch regiert hatte!

Im Goethe-Hause hatten sie ihren Mittelpunkt, denn die Schwiegertochter des alten Dichters dehnte ihre Schwärmerei für Byron, Scott und andere Dichter auf deren greifbare Landsleute aus; sie nannte sich selbst den englischen Generalkonsul in Weimar. Heftiger noch als ihre Schwester Ulrike oder ihre ledigen Freundinnen (Karoline v. Egloffstein, Jenny v. Pappenheim usw.), verliebte sich die Verheiratete in diese freien Briten. Gleich jener Charles Sterling, sieben Jahre jünger als sie, ward Herr über ihr ganzes Sinnen und Trachten; der alte Schwiegervater ahnte glücklicherweise nicht, eine wie große Bedeutung dieser junge Mann, „angenehm von Person und fein von Sitten“ (Lebensverhältnis zu Lord Byron) für Ottiliens und ihrer Kinder Schicksal

erlangen sollte. Kaum hatte sie sich mit Sterling ins Gerede gebracht, so reizte sie ein Schotte William Wemyss, der glücklicherweise nur drei Tage blieb, aufs neue. Am 17. November 1823 ließ Goethe gegen den Kanzler v. Müller „seinen Unmut und Verdruß über die Geschichte mit diesem Engländer aus; das Treiben Ottiliens sei hohl, leer; es sei nur eine Wut, aufgeregte zu sein, ein abenteuerliches Treiben.“ Im Herbst 1826 entbrannte Ottilie für den schon genannten Schotten Charles des Boeur; fünf Jahre später wollte die fünfunddreißigjährige Witwe den zweiundzwanzigjährigen Studenten Samuel Naylor heiraten; bald aber kehrte sie dann in Sterlings Arme zurück, dem sie — dies Seltsame gehört zum Ubrigen — immer treu geblieben war. (Im 27. und 28. Bande der Schriften der Goethe-Gesellschaft hat Wolfgang v. Dettingen Ottiliens Briefe und Tagebücher herausgegeben, bei deren Betrachtung diese unglückliche leidenschaftliche Frau übrigens sehr gewinnt.)

Der alte Goethe hatte also an diesen Gästen keine unvermischte Freude; im Ganzen aber schätzte er sie. Er sah nach zwanzig Hungerjahren zum Vorteil seiner Nachbarn „die Industrie Weimars“ entstehen: ein Pensionats- und freies Bildungswesen für In- und Ausländer unter dem Patronat des Hofes und der berühmten Klassiker, als deren letzte Säule er selber verehrt wurde. Und da seine eigene ruling passion — er beachtete diesen Ausdruck seines geliebten Sterne sehr — die Lernlust war, so freute es ihn, am Schlusse seines Lebens auch diese Fremden zu beobachten und auszu-

fragen. „Weiß man solche Besuche zu nutzen, so geben sie doch zuletzt einen Begriff von der Nation, ja sozusagen von drei Nationen“, meinte er 1827 gegen Zelter. „Eigentlich finden die Irländer in meinem Hause am meisten Beifall“, fügte er hinzu. Man konnte auf einen Teil dieser jungen Menschen Hoffnungen setzen; wir Heutigen kennen davon noch den William Thackeray, der seine weimarische Ausbildungszeit in freundlichstem Gedächtnisse behielt. Was aber ihre Unarten betraf, so waren es zumeist natürliche, jugendliche Unreife-Zeichen, und, wie schon angedeutet: man ist milde gegen die Fehler von Leuten, die uns im Grunde nichts angehen. Goethe nahm erheblich mehr Argernis an den gleichaltrigen Deutschen, die engbrüstig und bebrillt vor ihn traten und in abstrakter Redeweise philosophische Probleme traktierten. Die Engländer boten angenehmeren Stoff zu Tischgesprächen. „Nun hören Sie“, sagte Goethe (im August 1831) beim Glase Wein zu einem Gaste, „was meine Ottilie für sonderbare Protégés hat!“

Gestern bittet sie mich angelegentlichst, einen jungen Engländer anzunehmen; es sei ein geistreicher, liebenswürdiger, sehr unterhaltender, lebhafter junger Mann. Da mußte ich, so ungern ich es tat, mich fügen. So willst du doch, dachte ich, einmal von dieser geistreichen, liebenswürdigen, lebhaften Unterhaltung profitieren und kein Wort sprechen. Der junge Mann wird mit gemeldet; ich trete zu ihm heraus, nötige ihn mit höflicher Pantomime zum Niedersitzen. Er setzt sich, ich mich ihm gegenüber. Er schweigt, ich schweige. Wir schweigen beide. Nach einer guten Viertelstunde, vielleicht auch nicht ganz so lange, stehe ich auf; er steht auf. Ich empfehle mich wiederum pantomimisch, er tut dasselbe, und ich begleite ihn bis an die Tür. Nun schlug

mir doch das Gewissen vor meiner guten Ottilie, und ich denke: ohne irgend ein Wort darfst du ihn wohl nicht entlassen. Ich zeige also auf Byrons Büste und sage: „Dies ist die Büste des Lord Byron.“ — „Ja“, sagte er, „er ist tot.“ — So schieden wir, und Dies ist Alles, was ich von diesem geistreichen, lebenswürdigen, lebhaften, gesprächigen Engländer erfahren habe.



7. Die Eigenschaften der Engländer.

Wir kennen das Bild, das sich zwei Jugendfreunde Goethes im Jahre 1778 von den Engländern machten: Lavater und Merck; in den ‚Physiognomischen Fragmenten‘, an denen ja auch Goethe mitarbeitete, finden wir im vierten Bande ihre Schilderungen. Zuerst Lavater:

Die Engländer haben die kürzesten und gewölbtesten Stirnen, nämlich nur obenher wölben sie sich, untenher gegen die Augenbrauen sind sie sanft gespannt oder geradlinigter. Sie haben sehr selten spitze, aber oft runde, stumpfe, markige Nasen. (Sie) haben große, wohlgezeichnete, schöngeschweifte Lippen und ein rundes, volles Kinn. Vornehmlich aber unterscheiden sie sich durch ihre Augenbrauen und Augen, die stark offen, frei und treffend sind. Ihre Gesichter sind überhaupt in einer großen Manier gezeichnet. Ihnen fehlen überall die unendlich kleinen vielen Nebenzüge, Falten und Furchen, wodurch besonders die deutschen Gesichter unterschieden werden. Ihre Gesichtsfarbe ist weißlicher als die der Deutschen. Alle englische Frauenzimmer, die ich in Natur und in Bildern gesehen, scheinen aus Mark und Nerven gebildet, sind länglicht, schwächlich, zart und von aller Rohigkeit, Härte und Zähigkeit himmelweit entfernt.

Merck nimmt mehr den sittlichen Charakter in's Auge.

Der Engländer ist in seinem Gang gerade und er steht meistens, als ob ein Stock von der Scheidel bis zur Sohle durchgestoßen wäre. Seine Nerven sind stark, und er ist der beste Laufer. Das Runde und Ungefaltete seiner Gesichtsmuskeln scheint mir ihn von Allen zu unterscheiden. Er verkündigt selten, wenn er weder redet, noch sich bewegt, den Geist und das Geschicke, das er in so hohem Grade besitzt. Sein Auge schweigt und sucht nicht zu gefallen. Wie sein Haar und sein Rock, so ist sein Charakter: schlicht in Allem. Nicht schlau, aber auf seiner Hut; es wird nur der Pinsel versuchen wollen, ihn in irgend einer Sache zu betrügen. Wie ein braver Hund klafft er nicht an; gereizt, ist er aber wütig. Da er nicht besser sein will, als er ist, haßt er alle Prätenionen seiner Nachbarn, die Vorzüge auskramen wollen, die sie nicht besitzen. Eifersüchtig auf seine Privatexistenz, achtet er wenig auf öffentliches Urtheil und fällt in den Ruf der Singularität. Seine Einbildungskraft ist Steinkohlenfeuer: es gibt keinen Glanz und erleuchtet nicht eine ganze Gegend, es wärmt aber dauerhaft.

Hartnäckigkeit im Erfinden und Stätigkeit in Grundsätzen Jahrhunderte durch haben den britischen Geist endlich seine Negierungs-, Handlungs-, Manufaktur- und Schiffahrtsgesetze gebildet und erhalten. Ehrlich und worthaltend ist sein Charakter. Nie aus falschen Grundsätzen lüderlich oder mit der Theorie des Lasters prahlend.

Einem so scharfblickenden Manne wie Merck taten es also die Engländer durch die Stetigkeit ihres Strebens und durch die Solidität ihres Wesens an. Läßt man einmal das religiös-sittliche Gebiet bei Seite, wo die Engländer nach allgemeiner Ansicht besser scheinen wollen, als sie sind, so gibt Jeder, der England kennt, zu, daß dessen Bewohner auf der Straße, nach der Straße hin weniger vorstellen, als sie dürften. Sie rücken nicht ihren Wohlstand, ihre Talente, ihr Wissen Jedermann vor die Augen. Proherei, Hochstaplertum, Windbeutelei, Maul-

heldentum, Aufgeblasenheit, Würde=Getue, Rang=Be-
tonung, Betitelei und manches andere Scheinwesen findet
sich in Frankreich oder Deutschland sehr viel öfter.

Ein dritter Freund Goethes, Herder, hat etwas später
(1801 in der ‚Abraſtea‘) ausführlich über die Engländer
gesprochen; auch er empfand als ihr Eigentümlichſtes
ihre Stetigkeit, die zugleich als insulariſche Beſchränkt-
heit und als Tugend aufgefaßt werden muß:

Die Feſtigkeit nämlich, ſich einem Gedanken, einem Zweck
und Geſchäft, abgeſchränkt von Allem, hingeben und es verfolgen
zu mögen Iſt die feſte Idee, worauf es ein Engliſhman
ſetzt, verſtändig, weiſe, gut: wie weit kann er's bringen! Er weiht
ihr ſeine Zeit, ſein Vermögen, ſein Leben; nur ihr gehet er nach,
indefß andre Völker des Kontinents ſich in mancherlei Ideen
und Geſchäfte zerteilen müſſen oder willig zerteilen. Iſt ſie toll,
die Idee, nun ſo iſt's ein Engländer mehr, der deraifonniert hat:
man iſt daran gewohnt und fragt nicht weiter.

* * *

Die Hauptgründe, weshalb die Engländer auch ſchon
im achtzehnten Jahrhundert das höchſte Anſehen unter
den Völkern genoffen, waren ihr Reichthum und ihre
Freiheit. Ihre politiſche Verfaſſung wurde von klugen
Köpfen anderer Länder als Vorbild geprieſen und hatte
ſich offenbar ſehr bewährt, denn England wurde immer
reicher und mächtiger. Da das gewählte Parlament die auf-
fälligſte Regierungsgewalt war, ſo mußte man dies
Wachſen und Gedeihen jedem Bürger mit zur Ehre an-
rechnen. Engliſche Schiffe fuhren auf allen Meeren,
und in immer neue Gebiete drangen ihre Kaufleute und
Machthaber vor.

Noch eindrücklicher auf die Menge in Frankreich, Deutschland, Italien usw. war jedoch der Umstand, daß man den Engländer immer nur als Geldbringer sah. Er kam nie als Diener oder Stellensucher oder verdrießlicher Mitbewerber, der billigere Arbeit anbot. Er kam auch nie als herrischer Herr, sondern immer als ein stiller Reisender, an dessen Zahlungsfähigkeit nicht zu zweifeln war. Man konnte wohl durch Nachdenken oder Nachforschen feststellen, daß diese Leute ihr Geld schließlich durch ein listiges oder auch gewalttätiges Ausbeuten der Mitmenschen erlangt hatten; aber welcher Wirt oder Händler oder Bettler macht sich Gedanken über die entferntere Herkunft des ihm zufließenden begehrten Geldes! So traten die Briten auf dem europäischen Festlande wirklich als Aristokraten auf, wozu der Deutsche, der Franzose, der Italiener doch nur recht ausnahmsweise die Mittel hatten. Der junge Henry Robinson, Sohn eines Gerbermeisters, wünschte im Sommer 1801 zu Teplitz eine Vorstellung im Privattheater des Fürsten von Ligne zu sehen; dort saßen die Adligen im Saale, die Bürgerlichen auf der Galerie. Robinson ging zum Saale. „Sind Sie adlig, mein Herr?“ fragte ihn der Türsteher. — „Ich bin Engländer“, erwiderte Robinson, „und alle Engländer sind adlig.“ — „Ich weiß Das, mein Herr“, versetzte der Diener und öffnete die Tür. So war es auch ganz in der Ordnung, denn im festländischen Adel war sicherlich mehr Bettelhaftigkeit und Dienerhaftigkeit zu finden als unter den Engländern, die sich im Auslande bewegten.

„Die Engländer sind vielleicht vor vielen Nationen geeignet, Auswärtigen zu imponieren“, schrieb Goethe

um 1810. „Ihre persönliche Ruhe, Sicherheit, Lätigkeit, Eigensinn und Wohlhätigkeit geben beinahe ein unerreichbares Musterbild von Dem, was alle Menschen sich wünschen.“ (Geschichte der Farbenlehre. Anglomanie.) Zu bedenken ist auch Dies: die Franzosen, Deutschen, Wälſchen, Polen usw. lebten einander ziemlich nahe; sie vermischten sich unter einander; die Engländer dagegen blieben Fremde und höchst fremdartig; man verstand ihre Sprache nicht, denn außer dem Lateinischen und Französischen wurden auch das Italienische und Griechische in Deutschland allgemeiner gelehrt und gelernt als das Englische. Vermutlich gab es damals unter den Briten mehr Sonderlinge als heute; sicherlich aber fielen auch die gewöhnlichsten Engländer bei ruhigstem Verhalten auf, weil sie überall stockenglisch blieben und, wie Goethe es ausdrückte, „auch auf den Atna ihren Teekessel mit-schleppen mußten.“

* * *

In unserm deutschen Dichter lag es nicht, jene Nation um ihren Reichtum, ihre Kolonialmacht und ihre Parlamentsregierung zu beneiden. Wohl aber bewunderte er ihre Kultur. Dabei meinte er zunächst das hohe Alter, die ununterbrochene Dauer dieser Kultur. Es gab zum Beispiel schon im dreizehnten Jahrhundert drüben einen erstaunlich gelehrten und weitblickenden Naturforscher, den Mönch Roger Baco, der eine Menge späterer Erfindungen (wie Schießpulver, Fernröhre, Mikroskope) im Geiste genau vor sich sah; sein Vaterland hatte eben schon damals mehrere Jahrhunderte hin-

durch unter der römischen und christlichen Bildungsarbeit gestanden. (Zu Eckermann, 24. 2. 1824, ausführlicher: Geschichte der Farbenlehre.) In der Dichtkunst zeigt sich bereits um 1600 Shakespeare als ein Höchstbegabter, aber steht er als englischer Dramatiker nicht auch schon auf den Schultern seiner Vorgänger, wie Raphael als italienischer Maler? „Es geht durch die ganze Kunst eine Filiation“ und „Es kommt darauf an, daß in einer Nation viel Geist und tüchtige Bildung im Kurs sei, wenn ein Talent sich schnell und freudig entwickeln soll.“

[Shakespeare] hatte den Vorteil, daß er zur rechten Erntezeit kam, daß er in einem lebensreichen protestantischen Lande wirken durfte, wo der bigotte Wahn eine Zeit lang schwieg, sodaß einem wahren Naturfrommen wie Shakespeare die Freiheit blieb, sein Inneres ohne Bezug auf irgendeine bestimmte Religion religiös zu entwickeln. — — —

Shakespeares Dichtungen sind ein großer, belebter Jahrmart, und diesen Reichtum hat er seinem Vaterlande zu danken. Überall ist England, das meer-umflossene, von Nebel und Wolken umzogene, nach allen Weltgegenden tätige. Der Dichter lebt zur würdigen und wichtigen Zeit und stellt ihre Bildung, ja Verbildung mit großer Heiterkeit uns dar; ja, er würde nicht so sehr auf uns wirken, wenn er sich nicht seiner lebendigen Zeit gleichgestellt hätte. Niemand hat das materielle Kostüm mehr verachtet als er; er kennt recht gut das innere Menschenkostüm, und hier gleichen sich Alle. Man sagt, er habe die Römer vortrefflich dargestellt. Ich finde es nicht: es sind lauter eingefleischte Engländer, aber freilich Menschen sind es, Menschen von Grund aus, und Denen paßt wohl auch die römische Toga. (Sh. u. kein Ende 1813—26.)

Sogar bei Robert Burns glaubte Goethe diesen Vorteil (etwa im Vergleich zu Bürger, Voß und sich selber) zu sehen.

Wodurch ist er groß, als daß die alten Lieder seiner Vorfahren im Munde des Volks lebten, daß sie ihm sozusagen bei der Wiege gesungen wurden, daß er als Knabe unter ihnen heranwuchs und die hohe Vortrefflichkeit dieser Muster sich ihm so einlebte, daß er darin eine lebendige Basis hatte, worauf er weiterschreiten konnte? Und ferner: wodurch ist er groß, als daß seine eigenen Lieder in seinem Volke sogleich empfängliche Ohren fanden, daß sie ihm alsobald im Felde von Schnittern und Binderinnen entgegenklangen und er in der Schenke von heiteren Gesellen damit begrüßt wurde? Da konnte er freilich etwas werden. Wie ärmlich sieht es dagegen bei uns Deutschen aus! Was lebte denn in meiner Jugend von unseren, nicht weniger bedeutenden alten Liedern im eigentlichen Volke? . . . Von meinen eigenen Liedern: was lebt denn? (Zu Eckermann, 23. Mai 1827.)

Wie die Poesie, so war auch die Wissenschaft drüben allgemeiner eingewurzelt und verbreitet. Für England war der praktische Forscher, der gemeinnützigen Zielen näher kommen will, ebenso kennzeichnend wie für Deutschland der unpraktische Gelehrte, der sich den Laien nicht verständlich machen kann und sie demgemäß scheut oder verachtet.

Unsere deutschen Philosophen der Gegenwart nehmen sich aus, als ob sie dreißig Jahre nicht vor die Tür gekommen wären, um die Welt zu beobachten, beschäftigen sich vielmehr mit dem Wiederkäuen ihrer eigenen Ideen und finden darin eine unversiegbare Quelle origineller, großer und nützlicher Gedanken. Doch nichts als Dunst geht daraus hervor. (Zu Soret, 17. 2. 1832.)

In England kam ein solcher Gelehrtendübel und namentlich ein gelehrtes Zünftlertum, das mit Willen den Laien fernhält und abstößt, nie auf. Schon seit 1660 besteht in London die Königliche Gesellschaft, die jedem Liebhaber der Natur- und technischen Wissen-

schaften offenstand, gleichviel ob er Griechisch und Latein oder nur Englisch verstand. Sie veranstaltete Vorträge, begründete Sammlungen. „Der König, der Adel, Gelehrte, Ökonomen, Reisende, Kaufleute, Handwerker, Alles drängte sich zu mit Gaben und Merkwürdigkeiten.“ (Gesch. der Farbenlehre.)

Die englische Nation hat darin einen großen Vorzug vor andern, daß ihre wissenschaftlichen Männer das ins Ganze Versammelte sowie das einzeln Gefundene baldmöglichst in Tätigkeit zu bringen suchen. Am sichersten kann Dies geschehen durch allgemeine Verbreitung des Gewußten. Hierzu verschmähen sie kein Mittel, und es möchte vielleicht wunderbarlich scheinen, daß sie, indem andere Völkerschaften sich mit Streit und Zwist, was als Hypothese oder als Methode gelten soll, leidenschaftlich umhertreiben, durch Gedichte ernster und scherzhafter Art Das, was Jedermann wissen sollte, unter die Menge bringen.

Hier ist von einem großen geologischen Epos die Rede: ‚King Coal’s Levee‘, das einen gewesenen Offizier namens Scaife zum (ungenannten) Verfasser hatte. Goethe rühmte es auch seinen Freunden:

Ein derartiges Buch kann den Weltleuten auf unterhaltende Art die Summe allgemeiner Kenntnisse beibringen, die ich Jedem wünschen möchte, und den Geschmack an den Wissenschaften verallgemeinern helfen. Dieses Interesse greift dann mehr und mehr um sich und es kann Großes hervorbringen. Denn Jeder in seinem Stande vermag sich durch besondere Untersuchungen und Einzelbeobachtungen nützlich zu machen.

Sein Zuhörer, Soret (21. Mai 1824), schien aus solcher Vervollständigung für die Wissenschaft keinen Gewinn zu erwarten; aber Goethe versicherte, in der Geologie, wie in andern Fächern bedürfe man der Laien zur Unterstützung und Berichtigung der Gelehrten.

Nach meinen Erfahrungen sind Leute mit gründlichen Kenntnissen nicht gerade die besten Entdecker. Das Kind hat seine Nase viel näher an der Erde

Soret: Das mag recht gut sein für die Handlanger der Wissenschaft.

Goethe: Gebe der Himmel, daß Jeder so ein Handlanger wäre! Wer durchaus etwas Anderes sein und zuviel philosophieren will, Der verwirrt Alles.

England war infolge dieser praktischen Stellung zur Wissenschaft das Land der großen und kleinen physischen, chemischen, technischen Erfindungen und Verbesserungen.

Der Engländer ist Meister, das Entdeckte gleich zu nutzen, bis es wieder zu neuer Entdeckung und frischer Tat führt. Man frage nun, warum sie uns überall voraus sind! (Max. u. Meß.)

Ich empfinde tief das Glück Dessen, der sich zu bescheiden und Alles von ihm irgend Entdeckte zu irgend einem praktischen Lebensgebrauche hinzulenken weiß: wie denn die Engländer hierin unsre unachahmlichen Muster sind. (An den Grafen Sternberg, 27. 11. 1827.)

Die Sprache, der Stil verrät die inneren Eigenschaften. Als die deutschen Gelehrten den Gebrauch des Lateinischen allmählich aufgaben, trugen sie ihre Schwerfälligkeit und Weltfremdheit ins Deutsche hinein.

Was sollen erst die Engländer und Franzosen von der Sprache unserer Philosophen denken, wenn wir Deutschen sie selber nicht verstehen? (Zu Eckermann, 28. 3. 1827.)

Die Engländer schreiben in der Regel alle gut, als geborene Redner und als praktische, auf das Reale gerichtete Menschen. (Zu Eckermann, 14. April 1824.)

Hier streift Goethe die wichtige Tatsache, daß in England vor dem Volke und zum Volke geredet wurde. Das erzieht nicht nur Demagogen, sondern auch gute Stilisten. Dem Ubel Papierdeutsch entsprach kein Papierenglisch.

Das Englische ist und bleibt eine viel lebendigere Sprache [als das Deutsche], weil es Einfluß ausübt. Hierzulande haben wir keine Beredsamkeit. Die Predigt ist bei uns eine eintönige, mittelmäßige Deklamation. Öffentliche Debatten haben wir überhaupt nicht. Und wenn uns in unseren Vortragssälen einige Inspiration überkommt, so ist sie nicht am Platze, denn Beredsamkeit ist kein Unterricht. (Zu Ticknor und Everett, 25. Okt 1816.)

* * *

Auch seinem fast verhassten Vorgänger Newton gegenüber gesteht Goethe zu, „daß bei den Engländern vorzüglich bedeutend und schätzenswert ist: die Ausbildung so vieler derber, tüchtiger Individuen, eines Jeden nach seiner Weise und zugleich gegen das Öffentliche, gegen das Gemeine Wesen.“ (Gesch. der Farbenlehre.)

Als er mit Eckermann über die Entartung in den großen Städten sprach (12. März 1828), kam die Rede auch auf die Regimenter der Bergschotten, die etwa gegen die kleinen Pariser Soldatengestalten aussahen, „als gäbe es für sie keine Erbsünde und keine Gebrechen der Väter.“ Eckermann als ehemaliger Kriegsfreiwilliger hatte sie 1814 in Brüssel bewundert. Dann sprach man von den Engländern überhaupt, und Goethe verglich sie mit den jungen Deutschen, besonders mit jungen „Gelehrten aus einer gewissen nordöstlichen Richtung“, also etwa den Schülern Hegels.

Es ist ein eigenes Ding! Liegt es in der Abstammung, liegt es im Boden, liegt es in der freien Verfassung, liegt es in der gesunden Erziehung — genug, die Engländer überhaupt scheinen vor vielen Anderen etwas voraus zu haben. Wir sehen hier in Weimar ja nur ein Minimum von ihnen und wahrscheinlich keineswegs die besten: aber was sind Das alles für tüchtige,

hübsche Leute! Und so jung und siebzehnjährig sie hier auch ankommen, so fühlen sie sich doch in dieser deutschen Fremde keineswegs fremd und verlegen; vielmehr ist ihr Auftreten und ihr Benehmen in der Gesellschaft so voller Zuversicht und so bequem, als wären sie überall die Herren und als gehöre die Welt überall ihnen. Das ist es denn auch, was unsern Weibern gefällt und wodurch sie in den Herzen unserer jungen Dämchen so viele Verwüstungen anrichten. Als deutscher Hausvater, dem die Ruhe der Seinigen lieb ist, empfinde ich oft ein kleines Grauen, wenn meine Schwiegertochter mir die erwartete baldige Ankunft irgend eines neuen jungen Insulaners ankündigt. Ich sehe im Geiste immer schon die Tränen, die ihm dereinst bei seinem Abgange fließen werden. Es sind gefährliche junge Leute; aber freilich, daß sie gefährlich sind, Das ist eben ihre Tugend.

Eckermann: Ich möchte jedoch nicht behaupten, daß unsere weimarischen jungen Engländer gescheiter, geistreicher, unterrichteter und von Herzen vortrefflicher wären als andere Leute auch.

Goethe: In solchen Dingen, mein Bester, liegt's nicht! Es liegt auch nicht in der Geburt und im Reichthum; sondern es liegt darin, daß sie eben die Courage haben, Das zu sein, wozu die Natur sie gemacht hat. Es ist an ihnen nichts verbildet und verborgen; es sind an ihnen keine Halbheiten und Schiefheiten; sondern wie sie auch sind, es sind immer durchaus komplette Menschen. Auch komplette Narren mitunter, Das gebe ich von Herzen zu; allein es ist doch was und hat doch auf der Wage der Natur immer einiges Gewicht.

Das Glück der persönlichen Freiheit, das Bewußtsein des englischen Namens und welche Bedeutung ihm bei anderen Nationen innewohnt, kommt schon den Kindern zugute, sodaß sie sowohl in der Familie als in den Unterrichtsanstalten mit weit größerer Achtung behandelt werden und eine weit glücklichere Entwicklung genießen als bei uns Deutschen.

Nach weiterer Betrachtung der festländischen Zustände, meinte Eckermann: man möchte fast einen zweiten Erlöser herbeiwünschen; da antwortete ihm sein alter Lehrer:

Könnte man nur den Deutschen nach dem Vorbilde der Engländer weniger Philosophie und mehr Tatkraft, weniger Theorie und mehr Praxis beibringen, so würde uns schon ein gutes Stück Erlösung zuteil werden!

Wir lasen vorhin: der Engländer bilde sich aus oder werde ausgebildet „nach seiner Weise und zugleich gegen das Öffentliche, gegen das Gemeine Wesen.“ Das meint nicht nur eine Erziehung zum Nützlichen, Brauchbaren, Klugen, sondern es deutet auch an, daß diese praktischen Engländer häufiger und entschiedener als Goethe und seine Landsleute sich gemeinnützig oder patriotisch oder christlich betätigten. Dieser nationale Unterschied wird uns sehr deutlich, wenn wir zwei Wetter- und Wolkenbeobachter vergleichen: Goethe und Luke Howard. Der Letztere hatte bei einem Apotheker gelernt, sich dann immer mehr chemische Kenntnisse angeeignet und leitete schließlich eine Fabrik von Arzneimitteln und sonstigen Chemikalien. Von früh auf ein Beobachter der verschiedensten Natur-Erscheinungen, trat er mit Anderen, die solches Studium gleichfalls liebten, zu einem Vereine zusammen, in dem man sich gegenseitig durch Vorträge unterrichtete. Ein Teil von Howards Abhandlungen wurde dann auch gedruckt, z. B. ein ‚Versuch über die Wolken‘. Später erschien sein zweibändiges Werk über ‚Das Klima von London‘, in dessen Folge unserm Liebhaber der Meteorologie die ehrenvolle Mitgliedschaft der ‚Königlichen Gesellschaft‘ angetragen wurde. Für seine kleine Arbeit über die Wolkenbildung begeisterte sich Keiner so sehr wie Goethe. Er rühmte diesen Versuch, die verschiedenartigsten Wolken auf einige Grundformen: Cirrus,

Cumulus usw. zurückzuführen, wiederholt und besang den schlichten Howard sogar im Gedichte:

Er aber gibt mit reinem Sinn
 Uns neuer Lehre herrlichsten Gewinn:
 Was sich nicht halten, nicht erreichen läßt!
 Er faßt es an, er hält zuerst es fest,
 Bestimmt das Unbestimmte, schränkt es ein,
 Benennt es treffend! Sei die Ehre dein!
 Wie Streife steigt, sich ballt, zerflattert, fällt,
 Erinnre dankbar deiner sich die Welt.

Goethe wünschte schließlich auch über Howards Persönlichkeit näher unterrichtet zu werden, um zu erkennen, „wie ein solcher Geist sich ausgebildet, welche Gelegenheit, welche Umstände ihn auf Pfade geführt, die Natur natürlich anzuschauen, sich ihr zu ergeben, ihre Gesetze zu erkennen und ihr solche naturmenschlich wieder vorzuschreiben.“ Auf Hüttners Anregung schrieb nun Howard selber die gewünschte Auskunft über sich für den berühmten Dichter in Weimar. Er betonte darin namentlich, daß er bei großer Liebe zur Naturbetrachtung doch nur wenig vor die Öffentlichkeit bringe. Zunächst schweige er sich über die Chemie völlig aus, denn Das sei die Kunst, von der seine Familie lebe; die Vorteile und besonderen Kenntnisse darin müsse er seinen Söhnen vererben. Um nun aber in den andern Zweigen der Naturlehre sich auszuzeichnen, dazu fehle ihm die rechte Zeit und Kraft, weil er ein Christ und zwar Christ im Sinne der Quäker sei. Howard wußte, daß Goethe für einen Heiden galt; eben deshalb betonte er „das Eine, was not tut.“

Ich bitte meinen Freund, nicht zu stutzen, als wenn etwas Enthusiastisches folgen sollte; ich versuche vielmehr, mich deutlich

zu machen. Christentum ist bei mir nicht eine Anzahl Begriffe, worüber man spekulieren könnte, oder eine Reihe von Ceremonien, womit man sein Gewissen beschwichtigt, wenn man auch sonst an Handlungen nichts Gutes aufzuweisen hätte; es ist kein System, durch Gewalt vorgeschrieben, durch menschliche Gesetze bekräftigt, zu dessen Bekenntnis man Andere durch Zwang nötigen oder sie durch Kunst anlocken könnte. Es ist vielmehr der gerade, reine Weg zum Frieden der Seele, zur Glückseligkeit, vorgezeichnet in der Schrift, besonders im Neuen Testament. Es ist die Methode, wodurch der Mensch, welcher durch Sündigen ein Feind Gottes geworden ist, nach redlichem Bereuen ihm wieder versöhnt wird durch Jesus Christ, Dessen Opfer und Vermittelung; sodann aber, solcherweise durch ihn erlöst, an ihn glaubend, fähig wird, dem innewohnenden Bösen zu widerstehen, aufgelegt zu guten Werken, durch geheime Hilfe und Einfluß des heiligen Gottesgeistes.

Betracht' ich nun meine Religion in diesem Lichte und fühle nach dieser Weise, daß sie Gesetz meines Lebens und meiner Neigungen geworden, so kann ich mich nicht entschließen, um mein selbst willen zu leben, da die Freuden jenes Lebenslaufes zehnfach größer sind als Alles, was mir sonst angeboten werden könnte.

Auszubreiten daher gute Grundsätze, Moralität zu befördern und sorgfältige Erziehung der Jugend, auf Erhaltung der Ordnung und Disziplin, in der ‚Gesellschaft der Freunde‘, zu Beilegung aller Streitigkeiten mitzuwirken, zu Auserbauung der Bedrängten an Leib und Seele beizutragen, Dies ist die Natur des Bestrebens und der Vereine, welchen ich nun herkömmlich angehöre.

Da ich nun auch einige Leichtigkeit der Feder erworben habe, bin ich zufrieden, sie oft in solchen Diensten zu benutzen, woher weder Ruhm noch Vorteil entspringen kann und wobei wahrscheinlich die auf diese Weise entstandenen Hefte nach wenigen Jahren keinem gewissen Autor mehr zuzuschreiben sind.

Bin ich deshalb ein Tor nach Goethes Schätzung? Ich glaube nicht. Denn so gewiß, als die gegenwärtige Welt wirklich ist, so gewiß wird nach Diesem auch eine sein, wo Jeder gerichtet werden wird nach den Taten, die er hier getan hat. Auf dieser Zukunft

beruhen meine Hoffnungen, und daraus fließt die mäßige Schätzung des Gegenwärtigen, versichert, daß, wenn ich bis ans Ende verharre, ich meinen Lohn empfangen werde.

Da ich nun recht gut weiß, daß die Welt in jedem andern Charakter mich wohl entbehren kann, so bin ich zufrieden, darin meistens als Christ beschäftigt zu sein. Die Wissenschaft wird ohnehin vorwärts gehen — — — —

Goethe freute sich stets, wo er ernstliches, tätiges und doch stilles Christentum gewahrte. Er hat katholische und evangelisch-pietistische Frömmigkeit gern dargestellt (Philippus Neri, Ludwig von Holland, S. R. v. Klettenberg), jetzt verschaffte er sich „den schönsten Genuß“, indem er Howards Bericht und Bekenntnis übersetzte und vor deutsche Leser brachte. Er mußte wohl, daß man ihn selber für einen kalten Egoisten verschrie, aber war im Innersten versichert, daß seine eigene Art, mit dem Pfunde zu wuchern, gleichfalls ein guter Dienst am Ganzen der Menschheit sei.

* * *

Zu dieser goetheschen Art gehörte namentlich die freudige Anerkennung des Guten und Schönen, wo es sich auch finde, also auch bei den Fremden oder Feinden. Aber auch die schlechteren oder bedenklicheren Seiten des englischen Charakters sah Goethe deutlich genug. Wir wissen, wie sehr früh er die Melancholie der Briten, ihre Neigung zu ‚Nachtgedanken‘ kennen lernte. „Die Engländer haben den Splien“, sagte man zu unserer Väter Zeiten allgemein im deutschen Volke; „der splienige Engländer“ war eine gewohnte Wortverbindung. Dieser spleen, diese Melancholie oder Hypochondrie wirkten um 1770 sehr

stark von den Nebel-Inseln zu uns herüber. Goethe erzählt in ‚Dichtung und Wahrheit‘ (3, 13), daß sich in ihm selber wie in manchem Jugendgefährten durch die ersten Lebens- und Liebes-Erfahrungen viel Welterschmerz und Lebensüberdruß angesammelt habe.

Solche düstere Betrachtungen jedoch, welche Denjenigen, der sich ihnen überläßt, ins Unendliche führen, hätten sich in den Gemütern deutscher Jünglinge nicht so entschieden entwickeln können, hätte sie nicht eine äußere Veranlassung zu diesem traurigen Geschäft angeregt und gefördert. Es geschah Dieses durch die englische Literatur, besonders durch die poetische, deren große Vorzüge ein ernster Trübsinn begleitet, welchen sie einem Jeden mittheilt, der sich mit ihr beschäftigt. Der geistreiche Brite sieht sich von Jugend auf von einer bedeutenden Welt umgeben, die alle seine Kräfte anregt; er wird früher oder später gewahr, daß er allen seinen Verstand zusammennehmen muß, um sich mit ihr abzufinden. Wie viele ihrer Dichter haben nicht in der Jugend ein loses und rauschendes Leben geführt und sich früh berechtigt gefunden, die irdischen Dinge der Eitelkeit anzuklagen! Wie viele derselben haben sich in den Weltgeschäften versucht und im Parlament, bei Hofe, im Ministerium, auf Gesandtschaftsposten theils die ersten, theils untere Rollen gespielt und sich bei inneren Unruhen, Staats- und Regierungsveränderungen mitwirkend erwiesen und, wo nicht an sich selbst, doch an ihren Freunden und Gönnern, öfter traurige als erfreuliche Erfahrungen gemacht! Wie viele sind verbannt, vertrieben, im Gefängnis gehalten, an ihren Gütern beschädigt worden!

Aber auch nur Zuschauer von so großen Ereignissen zu sein, fordert den Menschen zum Ernst auf, und wohin kann der Ernst weiter führen, als zur Betrachtung der Vergänglichkeit und des Unwertes aller irdischen Dinge?

Man betrachte nun in diesem Sinne die Mehrzahl der englischen, meist moralisch-didaktischen Gedichte, und sie werden im Durchschnitt nur einen düsteren Überdruß des Lebens zeigen. Nicht

Youngs ‚Nachtgedanken‘ allein, wo dieses Thema vorzüglich durchgeführt ist, sondern auch die übrigen betrachtenden Gedichte schweifen, ehe man sich's versieht, in dieses traurige Gebiet, wo dem Verstande eine Aufgabe zugewiesen ist, die er zu lösen nicht hinreichend, da ihn ja selbst die Religion, wie er sich solche allenfalls erbauen kann, im Stiche läßt. Ganze Bände könnte man zusammendrucken, welche als ein Kommentar zu jenem schrecklichen Texte gelten können:

Then old Age and Experience, hand in hand,
Lead him to death, and make him understand,
After a search so painful and so long,
That all his life he has been in the wrong.¹⁾

Was ferner die englischen Dichter noch zu Menschenhassern vollendet und das unangenehme Gefühl von Widerwillen gegen Alles über ihre Schriften verbreitet, ist, daß sie sämtlich, bei den vielfachen Spaltungen ihres Gemeinwesens, wo nicht ihr ganzes Leben, doch den besten Teil desselben einer oder der andern Partei widmen müssen. Da nun ein solcher Schriftsteller die Seinigen, denen er ergeben ist, die Sache, der er anhängt, nicht loben und herausstreichen darf, weil er sonst nur Neid und Widerwillen erregen würde, so übt er sein Talent, indem er von den Gegnern so übel und schlecht als möglich spricht und die satirischen Waffen, so sehr er nur vermag, schärft, ja vergiftet. Geschieht Dieses nun von beiden Theilen, so wird die dazwischen liegende Welt zerstört und rein aufgehoben, so daß man in einem großen, verständig tätigen Volksverein zum allgelingendsten nichts als Torheit und Wahnsinn entdecken kann.

Selbst ihre zärtlichen Gedichte beschäftigen sich mit traurigen Gegenständen. Hier stirbt ein verlassenes Mädchen, dort ertrinkt

¹⁾ Das Alter, die Erfahrung führten Hand in Hand
Ihn hin zum Tode, wo er dann verstand,
Nach so viel Suchen, Leiden und Gefahr,
Daß er sein Leben lang im Irrtum war.

(Aus einem dem Rochester zugeschriebenen Gedichte
,A Satyr against mankind').

ein getreuer Liebhaber oder wird, ehe er voreilig schwimmend seine Geliebte erreicht, von einem Haifische gefressen; und wenn ein Dichter wie Gray sich auf einem Dorfkirchhofe lagert und jene bekannten Melodien wieder anstimmt, so kann er versichert sein, eine Anzahl Freunde der Melancholie um sich zu versammeln. Miltons ‚Allegro‘ muß erst in heftigen Versen den Unmut verschrecken, ehe er zu einer sehr mäßigen Lust gelangen kann, und selbst der heitere Goldsmith verliert sich in elegische Empfindungen, wenn uns sein ‚Deserted Village‘ ein verlorenes Paradies, das sein ‚Traveller‘ auf der ganzen Erde wieder sucht, so lieblich als traurig darstellt.

Später verkörperten sich der Welthafß und Selbsthafß noch eindrücklicher in Lord Byron. „Seine guten Eigenschaften sind vorzüglich vom Menschen herzuleiten“, urteilte Goethe (24. Februar 1825 zu Eckermann), „seine schlimmen davon, daß er ein Engländer und ein Peer von England war.“ Zur Begründung fügte er freilich nicht viel hinzu:

Alle Engländer sind als solche ohne eigentliche Reflexion, die Zerstreuung und der Parteigeist lassen sie zu keiner ruhigen Ausbildung kommen. So konnte Lord Byron nie zum Nachdenken über sich selbst gelangen, deswegen auch seine Reflexionen überhaupt ihm nicht gelingen wollen.“

* * *

Goethe schrieb den Trübsinn der englischen Dichter namentlich dem Umstande zu, daß sie in Parteikämpfe oder in die äußere Politik verwickelt waren oder doch als Zuschauer recht viel Gelegenheit hatten, einem Kampfe Aller gegen Alle zuzusehen. So wurde, um nur den Begabtesten zu nennen, Swift ein Verächter der Menschen überhaupt. Aber die ganze englische Literatur ruht so-

zusagen auf einem Untergrund von Bosheit und Verbrechen. Shakespeare selbst, „der so reine Heiterkeit zu verbreiten weiß“ – in was für eine verderbte Welt führt er uns zuweilen, ja fast immer ein! Goethe las auch die dramatischen Spiele von Shakespeares Zeitgenossen, Vorgängern und Nachfolgern fleißig; dabei schrieb er einmal wieder:

Englische Stücke:

Das Verruchte des Stoffs,
das Absurde der Form,
verwerfliche Handlungen.
Vermaledaites englisches Theater!

Und wo er von Schröders Bearbeitungen englischer Lustspiele spricht (Dicht. u. W. 3, 13), tadelt er zunächst die Form oder vielmehr Formlosigkeit der Originale; dann aber schreibt er:

Aberdies geht ein wildes und unsittliches, gemein-wüstes Wesen bis zum Unerträglichen so entschieden durch, daß es schwer sein möchte, dem Plan und den Charaktern alle ihre Unarten zu benehmen! Sie sind eine derbe und dabei gefährliche Speise, die bloß einer großen und halbverdorbenen Volksmasse zu einer gewissen Zeit genießbar und verdaulich gewesen sein mag! Schröder hat an diesen Dingen mehr getan, als man gewöhnlich weiß; er hat sie von Grund aus verändert, dem deutschen Sinne angeähnlicht und sie möglichst gemildert. Es bleibt ihnen aber immer ein herber Kern, weil der Scherz gar oft auf Mißhandlung von Personen beruht, sie mögen es verdienen oder nicht.

Der allgemeinste und zugleich schwerste Vorwurf, der gegen die Engländer erhoben wird, richtet sich gegen ihre Zwiespältigkeit oder Doppelzüngigkeit in religiösen, moralischen und politischen Dingen. Sie bekennen sich rückhaltlos zum christlichen Glauben und zu alter strenger

Sitte, geben sich überdies als eifrigste Menschenfreunde, die überallhin Freiheit und Wohlstand tragen möchten; in Wahrheit aber sind sie nicht bloß eigennützig wie andere Leute auch, sondern noch habgieriger, ausfaugerischer, rücksichtsloser, gefühlloser gegen das Leid Anderer; sie fügen also zum Egoismus noch die Heuchelei und Scheinheiligkeit hinzu und suchen ihre Ziele viel öfter durch Betrug und List als im offenen Kriege zu erreichen. Ihre politischen Erfolge waren schon im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert sehr große, dank der Klugheit und ebenso bewundernswerten Zähigkeit, mit der ihre Staatsmänner immer die gleichen Ziele erstrebten: die Macht über die Meere, die Verwaltung des Übersee-Handels, großen Goldreichtum, zunehmenden Einfluß in reichen Ländern fremder Erdteile und Schwächung derjenigen europäischen Staaten, die unbequeme Mitbewerber werden konnten. Es ist uns nicht überliefert, wie Goethe in jüngeren Jahren darüber gedacht hat; ein Stück echt-englischer blutigster Habsucht kannte er gewiß auch aus persönlichen Erzählungen, nämlich die Eroberungen und Beutezüge des Warren Hastings in Indien. Der Baron Karl v. Imhof, der einige Jahre in Weimar lebte und eine Schwester der Frau v. Stein zur zweiten Frau hatte, war in Indien und mit Hastings sehr nahe bekannt gewesen; er hatte Diesem sogar seine sehr schöne erste Frau abgetreten; später kam es dann dazu, daß die zweite Frau nach London reiste, um von ihrer Vorgängerin Unterstützung für ihren Mann und dessen Kinder zu erlangen. Damals schwebte der Staats-Prozeß gegen Hastings, dessen Mittel der Herrschafts- und Goldgewin-

nung doch auch vielen Engländern allzu blutig und tyrannisch schienen; sieben Jahre dauerte das Verfahren, Hastings ward schließlich, 1795, freigesprochen: seine großen Verdienste um den Reichthum Englands hoben seine ungeheuerlichen Verbrechen auf. An solche Dinge dachte Goethe, als ihm im Sommer 1797 der Lord Bristol, Bischof von Derry, der auf der Durchreise in Jena seine Bekanntschaft suchte, wegen seines ‚Werthers‘ Vorhaltungen machen wollte; dieser damals berühmte Sonderling wiederholte den alten Vorwurf, daß Goethes Dichtung manche Menschen zum Selbstmord verleitet habe. „Halt!“ unterbrach ihn Goethe, auf groben Klotz den groben Keil setzend, „wie können Sie als Engländer und Geistlicher von solchen Kleinigkeiten reden!“

Wie viel tausend Schlachtopfer fallen nicht dem englischen Handelssystem zu Gefallen! (F. v. Müller, 30. 5. 1814.)

Welchen Ton wollen Sie denn gegen die Mächtigen dieser Welt anschlagen, die mit einem Federstrich und im Interesse der literarischen Produktion ihrer Diplomaten 100 000 Menschen ins Feld schicken und 80 000 totschlagen lassen und somit ihre Untertanen zum Mord, zur Plünderung, zur Notzucht, zum Meuchelmord verleiten?

Und dann stimmen Sie ein Ledeum darüber an!

Mit welchem Rechte wollen Sie nun einem Schriftsteller von Geist verbieten, ein Werk zu schreiben, das durch einige beschränkte Geister falsch ausgelegt werden kann und dann die Welt höchstens von einem oder zwei Duzend notorischer Schwachsinniger oder Verrückter befreit, die nichts Besseres tun können, als sich eine Kugel vor den Kopf zu schießen? Damit erweisen sie doch der Menschheit einen Dienst! Warum wollen Sie mich nun für das kleine Fehlstück tadeln, während Ihr Priester und Fürsten Euch viel Schlimmeres erlaubt? Bin ich nicht schon moralisch sicher, daß Alle, die sich umbringen, wenn sie den ‚Werther‘ ge-

lesen, unfähig wären, in der Welt eine vernünftige Rolle zu spielen? Können Sie wohl von Ihren Opfern Dasselbe sagen? (Soret, 17. März 1830.)

* * *

Der Deutsche, der in diesen und den folgenden Jahren auf die großen europäischen Fragen blickte, fand sein eigenes Vaterland zur Ohnmacht verdammt. Schiller sah nur England und Frankreich als herrschende Mächte, die über die Zukunft der Ubrigen mitbestimmten.

Zwo gewalt'ge Nationen ringen
Um der Welt alleinigen Besiz;
Aller Länder Freiheit zu verschlingen,
Schwingen sie den Dreizack und den Blitz.

Gold muß ihnen jede Landschaft wägen,
Und, wie Brennus in der rohen Zeit,
Legt der Franke seinen ehernen Degen
In die Wage der Gerechtigkeit.

Seine Handelsflotten streckt der Brite
Gierig wie Polypenarme aus
Und das Reich der freien Amphitrite
Will er schließen wie sein eignes Haus.

Zu des Südpols nie erblickten Sternen
Dringt sein rastlos ungehemmter Lauf;
Alle Inseln spürt er, alle fernen
Küsten — nur das Paradies nicht auf.

Um dieselbe Zeit wies Herder in Prosa auf die englische Gefahr hin; er erinnerte an das Wort, das schon Heinrich der Achte gesprochen: Cui adhaereo, praeest — wem ich beistehe, Der gewinnt, und an das andere Wort: imperator maris, dominus terrae — wem das Meer gehört, Der gebietet auch dem Lande.

Unglücklich wäre es für's Feste Land, wenn eine Kaufmanns-Insel, fast außerhalb Europa oder wenigstens an der westlichen Ecke desselben, dem ganzen Kontinent gebieten, zu ihrem Vortheile Europas Krieger dinge und ihrem Gewinn aufopfern könnte! Die schimpflichste Knechtschaft, vermöge welcher die Völker des Festen Landes eine Ware für England, zum Schlachtfeld erkaufte Horden für jener Insulaner gewinnfüchtige Weltherrschaft würden . . .

Wie könnten Manufakturisten oder Warenhändler und Wechsel in Verhältnissen der Glückseligkeit, der Ruhe, des innern und äußern Vortheils der Länder je unparteiische Schiedsrichter Europas werden! Und warum dürften sie es werden, wenn ihnen keine erkaufte Landmacht dient? — — —

Denn Englands Interesse an den Angelegenheiten des Festen Landes: ist es gewöhnlich etwas Anderes als die zärtliche Sorge John Bulls, des Alleinhändlers und Aufabrikanten, um Einkauf, Gewinn und Absatz? So heilige Namen dabei auch gemißbraucht werden! Und seitdem er [Landkriege] nicht einmal selbst führen kann oder mag und nur Solche aufhebt und erkauft, die sie führen, wie verächtlicher ist sein Name! (Adrastea).

So dachten Goethes Freunde also schon um 1800. Im Rheinbundstaat Weimar-Eisenach verbanden erst recht die politisierenden Geister ihre Hoffnungen auf eine bessere Zukunft zumeist mit den Siegen Napoleons; damit wünschten sie auch eine starke Schwächung Englands. Ein großer westeuropäischer Staaten-Bund war im Entstehen, also schien der Friede für ein sehr weites Gebiet sehr bald gesichert zu werden. In Weimar fragte der Bürgermeister den großen Kaiser, wann ein Ende der Kriegszeit zu erhoffen sei. „So lange nicht“, war die Antwort, „als England noch Geld hat, die Völker zu bestechen.“ Auch Goethe stand in diesem Kampfe gegen die englischen See-Tyrannen bis zuletzt auf Seiten Napoleons.

Worüber trüb Jahrhunderte gesonnen,
Er übersieht's in hellstem Geisteslicht.
Das Kleinliche ist alles weggeronnen,
Nur Meer und Erde haben hier Gewicht;
Ist Jenem erst das Ufer abgewonnen,
Daß sich daran die stolze Woge bricht,
So tritt durch weisen Schluß, durch Machtgefechte,
Das Feste Land in alle seine Rechte.¹⁾

Gegen Goethes Erwartung ward Napoleon in Rußland besiegt; auch die ehemaligen Rheinbundsstaaten gingen nach weiteren Niederlagen ihres bisher vergötterten Herrn zu seinen Feinden über und halfen nun auch Englands Zwecke erreichen. Ende November 1813 zweifelte Goethe nicht mehr über den Ausgang. „Wir redeten über die großen Welthändel zwei Stunden“, schrieb damals der Arzt und Professor Kieser aus Jena über einen bei Goethe verbrachten Abend, „und“, so fährt er fort, „wir fanden die große Wahrheit, daß Frankreich im Kampfe mit England untergehen mußte, weil das Meer gewaltiger als die starre Erde ist und beide Elemente durch das Feuer repräsentiert werden.“ Klarer drückt es Kieser nicht aus.

Vertrauen aber faßte Goethe gegen das große Handelsvolk auch jetzt nicht. So schrieb er am 9. März 1814 seinem alten Freunde Knebel (der, wie Goethe, lebenslänglich ein Bewunderer Napoleons blieb):

¹⁾ Diese Zeilen in einem 1812 für die Karlsbader Bürgerschaft abgefaßten Begrüßungs-Gedichte für die Gemahlin Napoleons sind Goethen von den deutschen Patrioten sehr übel genommen worden; sie verspotteten ihn nun als den „Sänger des Kontinental-systems.“ Ein Jahrhundert mußte vergehen, ehe ein anderes Licht auf die Verse fiel!

Die Bezüge auf die englische Nation treten nun auch wieder ein, und die guten Deutschen bemerken nicht, mit welcher Klemme sie von dieser Seite bedroht sind. Dem französischen Stolz kann man beikommen, weil er mit Eitelkeit verbrüdet ist, dem englischen Hochmut aber nicht, weil er, kaufmännisch, auf der Würde des Goldes ruht.

Goethe hat dann auch im höchsten Alter noch einige Male abfällig über die englische Politik gesprochen. Das parlamentarische Darsprechen gegen so befähigte Regenten wie Wellington und Canning mißfiel ihm höchlichst; namentlich aber sah er stets den Grundzug des grenzenlosen und stets verschleierte Egoismus. Der berühmte Weltreisende Fürst Pückler-Muskau nahm, als er im September 1826 in Weimar war, gegen Goethe Partei für den liberalen Verfassungsstaat: er begründete doch in jedem Einwohner die Überzeugung größerer Sicherheit für Person und Eigentum, folglich die freudigste Tatkraft und zuverlässigste Vaterlandsliebe. Ein Beispiel sei England.

[Goethe] erwiderte gleich: das Beispiel sei nicht zum besten gewählt; denn in keinem Lande herrsche eben Egoismus mehr vor; kein Volk sei vielleicht wesentlich inhumaner in politischen und Privatverhältnissen.

Pückler bemerkt selber, daß er vielleicht sein eigenes Urteil über England dem Dichter in den Mund gelegt habe; aber sicherlich war Das auch Goethes Meinung. Als ein französischer Schriftsteller die Deutschen als die „gutmütigen Privatleute“, die Engländer als die „eigenmäßigen Weltmenschen“ kennzeichnete, freute sich Goethe an diesem sehr richtigen Urteil. (An Graf Reinhard, 18. Juni 1829.) Er äußerte sich höchst selten zu politischen Dingen; aber einmal, als ihn die viele unnütze

Philosophiererei der lieben Landsleute wieder ärgerte, kam er im Gespräch mit Eckermann doch auf die Engländer und stellte sie halb und halb als Muster hin. Freilich war ihre vom Schulstaub so freie Art zugleich auch abschreckend.

Während die Deutschen sich mit Auflösung philosophischer Probleme quälen, lachen uns die Engländer mit ihrem großen praktischen Verstande aus und gewinnen die Welt.

Jedermann kennt ihre Deklamationen gegen den Sklavenhandel, und während sie uns weismachen wollen, was für humane Maximen solchem Verfahren zugrunde liegen, entdeckt sich jetzt, daß das wahre Motiv ein reales Objekt sei, ohne welches es die Engländer bekanntlich nie tun und welches man hätte wissen sollen. An der westlichen Küste von Afrika gebrauchen sie die Neger selbst in ihren großen Besitzungen, und es ist gegen ihr Interesse, daß man sie dort ausführe. In Amerika haben sie selbst große Negerkolonien angelegt, die sehr produktiv sind und jährlich einen großen Ertrag an Schwarzen liefern. Mit Diesen versehen sie die nordamerikanischen Bedürfnisse, und indem sie auf solche Weise einen höchst einträglichen Handel treiben, wäre die Einfuhr von außen ihrem merkantilischen Interesse sehr im Wege, und sie predigen daher nicht ohne Objekt gegen den inhumanen Handel.

Noch auf dem Wiener Kongreß argumentierte der englische Gesandte sehr lebhaft dagegen; aber der portugiesische war klug genug, in aller Ruhe zu antworten, daß er nicht wisse, daß man zusammengekommen sei, ein allgemeines Weltgericht abzugeben oder die Grundsätze der Moral festzusetzen. Er kannte das englische Objekt recht gut, und so hatte auch er das seinige, wofür er zu reden und welches er zu erlangen wußte.¹⁾

* *

¹⁾ Der Vollständigkeit halber sei eine politische Äußerung erwähnt, die Goethe im Sommer 1824 gegen den Leipziger Sprachgelehrten G. H. A. Wagner getan haben soll; überliefert ist sie

Die Verdeckung der wahren Beweggründe und Ziele ist schließlich keine Eigentümlichkeit der englischen Diplomatie gewesen; allenthalben sucht man dem Eigennutz ein Mäntelchen umzuhängen. Auch führen überall in Friedenszeiten die Moralisten und Idealisten so häufig das Wort, daß durch ihre Reden und Schriften ein falsches Bild von der Denk- und Handlungsart ihrer Volksgenossen erweckt wird. Aber die Engländer bekennen sich öfter, lauter und entschiedener zum Christentum und zu frommer Sittlichkeit als andere Völker; also ist der Gegensatz zwischen Reden und Handeln bei ihnen größer. Sie begehen den Sonntag mit peinlicher Gewissenhaftigkeit als heiligen Tag, aber ihr Alltag weiß dann nichts vom Sonntag. Goethe meinte dagegen: Tun und Denken müsse zusammengehören wie Ein- und Ausatmen, und das Tun müsse sich am Denken, das Denken am Tun beständig berichtigen; er kannte also auch kaum einen Sonntag, und niemals bestimmte der Kalender den Grad seiner Frömmigkeit.

Dem operosen, unablässig im irdischen Tun und Treiben beschäftigten Engländer muß der streng beobachtete Sonntag höchst willkommen bleiben; der weniger (besonders in südlichen Ländern), beschäftigte Katholik wird außer diesem Ruhetag noch Feier-

durch Barnhagen v. Ense. „Die nördlichen protestantischen Staaten müßten zum Heile der Welt eng verbunden bleiben gegen die nordöstlichen Barbaren; hauptsächlich gehörten Preußen und England in diesen Bund.“ Gewiß kann Goethe in heimlichem Arger gegen Rußland diese Augenblicks-Meinung gehabt haben; aber sie sollte besser bezeugt sein. Dem damaligen englischen Minister des Auseren, George Canning, vertraute er.

tage, um sein Leben interessanter zu machen, bedürfen. Der deutsche Protestant, immer mit Nachsinnen beschäftigt und außer seinen obliegenden notwendigen Pflichten, außer seinem herkömmlichen Beruf noch immer zu geistigem Denken und Tun aufgeregt, wird eines solchen, oft wiederkehrenden Ruhetags weniger bedürfen, da er, der Natur seines Glaubensbekenntnisses nach, einen Teil eines jeden Tags zu feierlicher Betrachtung aufgerufen wird. (Bespr. von Wilh. Schulz, 'Irrtümer und Wahrheit' 1826.)

Diese zeitliche Spaltung des Engländers in einen frommen Menschenfreund und einen rücksichtslosen Geschäftsmann erklärt noch nicht Alles, was anderen Nationen als englisches Pharisäertum ärgerlich ist. Man könnte sich wundern, wieso gerade in diesem freien Lande, dessen kräftige Einzelgänger so sehr auffielen, die Heuchelei gedeihen sollte. In Wahrheit aber gibt es in England längst nicht so mannigfaltige Menschen wie etwa in Deutschland; die Briten leben auf ihrer Insel auch nicht unter so verschiedenartigen Verhältnissen wie wir Andern; sie gleichen einander sehr und eben deshalb haben die Allermeisten nicht den Mut oder auch nur einen Antrieb, nach selbstgebildeten Überzeugungen zu leben. Jener Lord Bristol, der auf den 'Werther' schalt, war ein Original, und doch schreibt Goethe auch von ihm, er sei „als Engländer starr.“ Mit Riemer sprach er 1808 über Philisterei in der Aufnahme von Kunstwerken; er sah sie ja überall, aber bei den Briten schien sie ihm wohl weiter hinauf zu reichen.

Engländer haben kein aesthetisch-moralisches Urtheil, sprechen von einzelnen Schönheiten. Als wenn für den Dichter Etwas schöner wäre als das Andere! Was er ausspricht, ist insofern Etwas, daß er es ausspricht. Sie meinen, daß er nur Etwas sage, wenn er gerade ihr Interesse ausspricht!

Später nannte er die Engländer einmal „Pedanten“ (20. 12. 1826 zu Eckermann) und meinte damit, daß sie über ihre Scheuklappen nicht hinaussehen wollen. Die größere Gleichheit der (Franzosen und) Engländer konnte er auch in Weimar bemerken.

(Sie) halten weit mehr zusammen und richten sich nach einander. In Kleidung und Betragen haben sie etwas Übereinstimmendes. Sie fürchten von einander abzuweichen, um sich nicht auffallend oder gar lächerlich zu machen. (Zu Eckermann, 6. 4. 1829.)

Dies ängstliche Achten auf das in guter Gesellschaft Gütliche glaubte er auch hinter der Lafsache zu sehen, daß Lord Gower bei einer sonst vollständigen Übersetzung des ‚Faust‘ den ‚Prolog im Himmel‘ unterdrückte.

Nicht die Schwierigkeit der Übersetzung wird den edlen Lord behindert haben; es sind religiöse oder vielmehr hochkirchliche Skrupel, vielleicht nicht seine eigenen, aber Die seiner vornehmen Gesellschaft. Nirgendwo gibt es so viele Heuchler und Scheinheilige wie in England. Zu Shakespeares Zeit mag Das doch wohl anders gewesen sein.¹⁾

Als jener Lord Bristol im Sommer 1797 mit dem Verfasser des ‚Werther‘ moralisieren wollte, fragte ihn der Dichter: die englische Staatskirche sage doch wohl zu allen Schandtaten der britischen Politik Ja und

¹⁾ Diese Sätze sind von F. Ch. Förster in später Erinnerung niedergeschrieben und ganz unzuverlässig. Man darf also das Urteil über die englischen Heuchler und Scheinheiligen nur annehmen, weil es eine allgemeine Ansicht ausdrückt und mit Goethes besser bezeugten Äußerungen zusammenklingt. — Robinson erzählt 1829, wie wenn Goethe erst durch ihn gehört habe, daß der ‚Prolog im Himmel‘ aus religiösen Bedenken ausgelassen sei. „Aber ich habe die Idee doch aus dem Buche Hiob!“ rief Goethe

Amen? Zugleich aber warf er ihm die eigene Sünde des Pfaffentums vor: „Wie können Sie arme Schwachköpfe damit erschrecken, daß Sie in schönen Predigten von der Höhe Ihrer Kanzel herab ihnen die Hölle heiß machen und sie um das bischen Verstand bringen, das ihnen noch geblieben ist! Manche endigen in Folge davon ihr elendes Leben im Tollhause oder morden sich selber, um schneller ins Paradies zu kommen.“ In demselben Gespräche, worin Goethe seinem jungen Freunde Soret über diesen Lord Bristol erzählte, kam er auch auf den englischen Philosophen und Politiker Jeremy Bentham zu sprechen, als dessen festländischer Apostel ein Dheim Sorets, Etienne Dumont in Genf, sich betätigt hatte. Goethe ärgerte sich, daß der hochbegabte Bentham, ein Altersgenosse von ihm, als Greis erst noch recht radikal geworden war. „Er will niederreißen: ich möchte Alles erhalten! In seinem Alter so radikal zu sein, ist der Höhepunkt der Narrheit!“ Soret nahm Benthams Partei und meinte, wenn Goethe auf dem Boden Englands sich entwickelt hätte, würde er sicherlich auch dazu gelangt sein, schlechte politische Zustände anzugreifen und Besserungen zu fordern. Dieser Gedanke, ein Engländer zu sein, reizte den alten Dichter, und auch

aus. Daß eben Dies die Sache verschlimmere, habe er nicht gefühlt. — Als Robinson 25 Jahre früher mit August Wilhelm Schlegel bei Goethe eingeladen war, sagte Dieser zu Schlegel: „Ich höre gern, daß Ihr Bruder vorhat, die ‚Sakuntala‘ zu übersetzen. Es wird mich freuen, dies Gedicht in seiner wahren Gestalt zu sehen und nicht so, wie es uns von dem moralischen Engländer angeboten wird.“ Es lag ein sarkastischer Ton auf dem „moralischen Engländer“, womit ein gewisser Wilson gemeint war.

um ein ernsthaftes politisches Gespräch zu umgehen, schlug er sogleich den Mephistopheles-Ton an. Erst recht in England würde er nicht den Reformier machen!

Halten Sie mich für einen Dummkopf? Hätte ich Mißbräuche aufgestöbert und enthüllt, auf sie aufmerksam gemacht, ich, der ich in England von ihren Erträgen gelebt haben würde! Als geborener Engländer — Gott sei Dank, daß ich es nicht bin! — würde ich ein Millionenherzog oder besser ein Bischof mit 60 000 Pfund Einkünften geworden sein!

Soret: Ja gewiß! Vielleicht aber hätten Sie dies Große Loß verfehlt; es gibt ja auch Mieten.

Goethe: Das glaube ich wohl; es ist nicht Jeder für das Große Loß gemacht. Aber glauben Sie denn, ich hätte die Dummheit begangen, auf eine Miete zu fallen? Ich wäre tapfer für die 39 Artikel eingetreten, hätte sie nach allen Richtungen hin verteidigt, hauptsächlich den Artikel 13, der für mich ein Gegenstand der besonderen Aufmerksamkeit und Zärtlichkeit gewesen wäre.¹⁾ Ich würde, mit einem Worte, in Versen und in Prosa so viel gelogen haben, daß mir die 60 000 Pfund nicht hätten entgehen können. Man muß sich über Alles hinwegsetzen, will man nicht erdrückt werden, und von seinem erhabenen Standpunkte aus sich veranschaulichen, daß die Menge aus Unwissenden und Schwachköpfen zusammengesetzt ist. Es hieße Deren Zahl nur vergrößern, wollte man nicht die Mißbräuche zum eigenen Besten ausnutzen, die sie in ihrer Dummheit hat aufkommen lassen und woraus eben Andere Nutzen ziehen würden, wenn wir es nicht schon getan hätten.

Soret: Dagegen ist nichts zu sagen für Männer, welche wie Sie mit dem Rechte des Eroberers auf diese Höhe gekommen

¹⁾ Die 39 Artikel sind das 1571 festgesetzte Glaubensbekenntnis der englischen Staatskirche. Artikel 13 handelt von den Werken der Rechtfertigung. Eckermann, der dies Gespräch ausführlicher, aber nach Sorets Niederschrift gibt, hat Artikel 9, der die Erbsünde betrifft.

wären. Aber Das ist in England nicht der Fall, wo die Mehrzahl der Genießenden sich aus Weniger-fähigen oder aus Dummköpfen zusammengesetzt, wo die Protektion und vor allem der Zufall der Geburt den Hauptanteil am Gewinn sichert.

Goethe: Es liegt nicht viel daran, ob die Erbschaft übernommen oder zusammengebracht ist; es bleibt doch wahr, daß der erste Besizer ein Genie, ein höherstehender Mann war, dem Dummköpfe das Recht eingeräumt haben. Sie sehen doch, daß die Welt voller Schwachköpfe und kleiner Geister ist . . . O Gott, was es mir für ein Vergnügen wäre, diese 39 Artikel nach meiner Art zu behandeln und die einfältige Menge so recht in Erstaunen zu setzen!

Soret: Sie könnten sich das Vergnügen doch machen, auch ohne Bischof werden zu wollen. Wir befinden uns hier auf dem eigensten Boden des Mephistopheles. Und Exzellenz fangen wunderschön an: warum setzen Sie es nicht fort?

Goethe: Nein, ich werde mich ruhig verhalten! Man muß gut bezahlt sein, um Lust zu haben, so gut zu lügen. Ich tue es nur für eine Bischofsmütze und obligate 60000 Pfund!

* * *

Hier ist von der 'Hohen Kirche' die Rede; allenthalben aber sind die Staats- und katholischen, also die für Alle bestimmten Kirchen duldsamer als die Sekten. In Deutschland herrschte zu Goethes Zeit in den römischen wie in den lutherischen Bezirken ein allgemeines Gewährenlassen; zu frommer Heuchelei war höchst selten ein Anlaß vorhanden. Dagegen entstand von jeher aus dem englischen Freiheitsfönn und der in allen nördlichen Küsten- und Nebelländern besonders gut gedeihenden religiösen Schwärmerei eine Anzahl von Sekten, die ihrem Ursprung und ihrem Zwecke nach ihren Gliedern strengere Bedingungen als die Allerwelts-Kirchen auf-

legten. Da sich nun aber im einzelnen Menschen, wie in ganzen Gesellschaften der religiöse Enthusiasmus nicht in gleicher Höhe halten kann, so werden nach einiger Zeit die äußeren Vorschriften erfüllt, ohne daß die Seele noch dabei ist; es muß die Treue aushelfen, wo die Liebe schwand; Heuchelei tritt an die Stelle echter Frömmigkeit. Und zwar wird sie den Heuchlern selbst gar nicht bewußt; sie halten sich vielleicht für recht brav, weil sie dem Glauben und den Sitten ihrer Väter nichts abbrechen. Goethe hatte Gelegenheit, obwohl er nie nach England kam, die ‚Gesellschaft der Freunde‘ in einer ‚Versammlung‘ zu sehen, denn in der Nähe von Pyrmont, wo er 1801 Heilung suchte, bestand eine kleine Gemeinde (neben ein paar andern im Weser- und westfälischen Gebiete). Bei dieser hochehrenwerten Vereinigung ist es bekanntlich Grundsatz, daß in den Zusammenkünften kein Berufsprediger, sondern nur Derjenige das Wort ergreift, der vom Geiste angetrieben wird, ein frommes Zeugnis abzulegen — weshalb denn ihr Gottesdienst sehr oft aus bloßem Schweigen bestehen sollte. Goethe ging mehrmals zu solchen Versammlungen und erlebte das Gewöhnliche: ein langes Schweigen und Warten, dann aber recht gut vorbereitete Predigten, deren „für improvisiert gelten sollende Rhetorik kaum jemand das erste Mal, geschweige denn bei wiederholtem Besuch für inspiriert anerkennen möchte.“ (Annalen 1801.) Auf das ganze englische Sektenswesen — und auch darüber hinaus — darf man den Satz beziehen, mit dem Goethe fortfährt:

Es ist eine traurige Sache, daß ein reiner Kultus jeder Art, sobald er am Orte beschränkt ist und durch die Zeit bedingt ist, eine gewisse Heuchelei niemals ganz ablehnen kann.

* * *

Sollte aber nicht ebenso, wie aus den Religionsformen, auch aus der englischen Philosophie jene Heuchelei entspringen? Wenn die Unwahrhaftigkeit dem englischen Volke eingewachsen ist, muß sie sich auch in seiner Philosophie finden.

Es ist hier nicht der Ort, dies weite Feld zu überschauen. In England und Schottland haben sehr verschiedenartige philosophische Lehren ihre Verkünder und Anhänger gefunden, aber man tut wohl nicht unrecht, wenn man den Utilitarismus und den Pragmatismus als kennzeichnend für Jene ansieht, wie der Idealismus und Kritizismus eine deutsche Marke tragen. Dem praktischen Engländer ist es auch im Denken und Forschen um praktische Zwecke, eigennützige oder gemeinnützige, zu tun; er verlangt selbst vom Grübler common sense und Fühlung mit Jedermann. Auch Goethe erklärte: Der Standpunkt des gesunden Menschenverstandes sei immer der seine gewesen (zu Eckermann, 4. 2. 1829); auch hat er einige auffällige pragmatische Aussprüche getan. „Was fruchtbar ist, allein ist wahr“, spricht er in dem feierlichen Gedichte ‚Vermächtnis‘ aus, und er hat diese höchst bedenkliche Lehre auf die Unsterblichkeit, die Echtheit der Evangelien und den Wert geschichtlicher Erzählungen angewandt. Doch wie gesagt: hier soll nur angedeutet werden, daß es auch einen sehr verführerischen philo-

sophischen Weg zur Heuchelei gibt, und daß beharrliche Zweckmenschen, wie die Engländer vor andern Völkern sind, am ersten verführt werden, Das, was sich nach ihrer Meinung „bewährt“, für wahr und richtig zu erklären: am Sonntag die Lehren und Vorschriften ihrer Kirche oder Sekte, am Werktage die Mittel »how to get on«.



8. Nochmals die Weltbürger.

Wir erinnern uns der jungen reichen Engländer, die einen Aufenthalt in der angenehmen thüringischen Residenz mit in ihr Programm nahmen. Es kamen dann, da die Verbindung einmal hergestellt war, auch viele englische Damen nach Weimar; sie pflegten längere Zeit zu bleiben als die Jünglinge; einige wurden auf Lebenszeit einheimisch. Ein paar Männer verbanden sich auch ernstlich mit den Töchtern des Landes, z. B. ein Mr. Parry mit einer Enkelin der Frau v. Stein. Ältere Engländer kamen, ihr junges Volk hier zu besuchen oder das berühmte Städtchen kennen zu lernen. So auch Wellington, der von Goethes Vorhandensein kaum wußte, ihn jedenfalls nicht beachtete; ferner der als Erfinder hervorragende General Sir William Congreve, dessen Werk über die von ihm erfundenen Brandraketen deutsch in einem weimarischen Verlage erschien; ferner Byrons, Scotts und anderer Dichter Verleger John Murray, und viele Andere mehr.

Am herzlichsten freute sich der Achtzigjährige, als im Sommer 1829 Henry Crabb Robinson wieder vor seine Augen trat: Engländer und doch gleichsam ein Bote aus der eigenen Heimat und Vergangenheit, ein Erneuerer der „schönen Zeit“, wo Schiller, Herder, Wieland noch lebten. „Nun, da sind Sie endlich“, begrüßte Goethe den jüngeren Mann, „wir haben viele Jahre auf Sie gewartet.“ Und dann vertieften sie sich als zwei vorzüglichste Kenner und genußfreudige Liebhaber in die deutschen und englischen Dichter. Milton, Marlowe und vor allen Andern Byron wurden durchgenommen; Robinson erzählte von den jüngeren englischen Schriftstellern, — er war mit den Besten, namentlich Wordsworth und Lamb, nahe befreundet — und dann wurden wieder die Zeiten lebendig, wo sie beide, ohne einander wirklich nahe zu treten, eine nicht kleine Zahl Freunde gemeinsam hatten. Wenn aber die Rede auf Goethes eigene Werke kam, zeigte sich Robinson wie vor fünfundzwanzig Jahren erstaunlich gut unterrichtet.

Goethe erzählte in seinem nächsten Briefe an Zelter, daß ihn der polnische Dichter Mickiewicz kürzlich besucht habe, und fuhr fort:

Zu gleicher Zeit war ein Engländer bei uns, der zu Anfang des Jahrhunderts in Jena studiert hatte und seit der Zeit der deutschen Literatur gefolgt war auf eine Weise, von der man sich gar keinen Begriff machen konnte. Er war so recht in die *merita causae* [Sache selbst] unserer Zustände initiirt, daß ich ihm, wenn ich auch gewollt hätte und wie man wohl gegen Fremde zu tun pflegt, keinen blauen phraseologischen Dunst vor die Augen bringen durfte Sodann zeigte er sich als einen Missionär der englischen Literatur, laß mir und meiner

Tochter, zusammen und einzeln, Gedichte vor. Byrons ‚Himmel und Erde‘ war mir höchst angenehm mit Auge und Ohr zu vernehmen, da ich ein zweites Exemplar in der Hand hatte. Zuletzt machte er mich auf Miltons ‚Samson‘ aufmerksam und las ihn mit mir.

* * *

Ganz ebenso war Robinson nun schon 25 Jahre in seinem Vaterlande ein Verkünder der deutschen Literatur gewesen. Er wirkte nur selten in der sichtbaren Form von Büchern und Aufsätzen, desto mehr aber in Gesprächen und Briefen. Sein Einfluß breitete sich weit aus, denn er war ein Freund sehr vieler tüchtiger Menschen; sein Leben — es währte 92 Jahre — war geradezu der Freundschaft gewidmet.

Als er aufwuchs, mußte man in England so gut wie nichts von der deutschen Literatur. Sie verdiente ja auch erst seit kurzem einige Beachtung. ‚Werther‘ war 1779 übersetzt, aber aus dem Französischen, und zwar unter dem falschen Titel ‚The Sorrows of Werther‘, während es ‚The Sufferings‘ hätte heißen müssen. 1793 wagte William Taylor in Norwich eine Übertragung der ‚Sphigenie‘. Durch die persönliche Bekanntschaft mit diesem Taylor ward Robinson auf die Schätze der deutschen Literatur aufmerksam. 1798 folgten dann schlechte Bearbeitungen von ‚Stella‘ und ‚Clavigo‘ für das englische Theater und im nächsten Jahre Walter Scotts Übertragung des ‚Götz‘. Auch fanden sich jetzt englische Lohnschreiber, die den ‚Wilhelm Meister‘ ebenso wie das andere weimarische Meisterwerk ‚Rinaldo Rinaldini‘ für ihre Leser zurechtmachten. Selbst Taylor schien zwischen Goethe und Kogebue wenig Unterschied zu machen.

Um diese Zeit studierte Coleridge in Deutschland, siebenundzwanzigjährig. Er lernte die Dichtungen Schillers, Goethes, Tiecks und anderer Romantiker lieben, übersetzte den ‚Wallenstein‘ (1800) und wies in seinen Aufsätzen auch auf Goethes ‚Faust‘ hin (1814). Von Ende 1813 an belehrte das Buch der Staël auch viele Engländer. 1820 erschienen die Kupferstiche von Reizsch zum ‚Faust‘ in einer Londoner Ausgabe: an diesen 26 Bildern konnte man die Faustfabel Goethes recht bequem überblicken. Teile des ‚Faust‘ waren bereits von Coleridge, Shelley und auch William Taylor übertragen, als Lord Leveson Gower 1823 die erste fast vollständige, aber höchst mangelhafte Übersetzung drucken ließ. Von den englischen Dichtern verstand nur Coleridge das Deutsche gut.

* * *

In diesen Friedensjahren trat nun auch ein berufenster Dolmetscher deutschen Wesens vor das englischlesende Publikum: Thomas Carlyle, ein junger Privatgelehrter in Schottland. Mit einem Aufsatz über den ‚Faust‘ für die ‚Edinburgh Review‘ begann er; danach schrieb er mit großer Liebe ein ‚Leben Schillers‘, das 1823 und 1824 im ‚Londoner Magazin‘, 1825 aber als Buch erschien und viel Anklang fand. 1824 gab er eine Übersetzung von ‚Wilhelm Meisters Lehrjahren‘ heraus; er schickte sie an Goethe und bekannte sich in dem Begleitbriefe als dankbarsten Schüler.

Die Hoffnung, Ihnen zu begegnen, gehört noch zu meinen Träumen. Viele Heilige sind aus meinem literarischen Kalender getilgt worden, seit ich Sie zuerst kennen lernte, aber Ihr Name steht noch darin in leuchtenderer Schrift als je. Daß Ihr Leben lange, lange erhalten bleibe, zum Trost und zur Unterweisung dieser und künftiger Generationen ist das ernste Gebet, geehrter Herr, Ihres ergebensten Dieners Thomas Carlyle.

Bei den britischen Lesern machte der ‚Wilhelm Meister‘ kein Glück, und Goethe antwortete auf diese erste Zusendung nur förmlich-freundlich. Als er aber ‚Schillers Leben‘ las, erkannte er die große Bedeutung des jungen Schotten und erkannte ihn namentlich als Gesinnungsverwandten. So trug er ihm denn im nächsten Briefe (20. Juli 1827) sein eigenes Bekenntnis zur Weltliteratur vor. Und zur kommenden Verträglichkeit der Völker.

Offenbar ist das Bestreben der besten Dichter und aesthetischen Schriftsteller aller Nationen schon seit geraumer Zeit auf das Allgemein-Menschliche gerichtet. In jedem Besonderen — es sei nun historisch, mythologisch, fabelhaft, mehr oder weniger willkürlich erfunden — wird man durch Nationalität und Persönlichkeit hindurch jenes Allgemeine immer mehr durchleuchten und durchschimmern sehn. Da nun auch im praktischen Lebensgange ein Gleiches obwaltet und durch alles Irdisch-Nohe, Wilde, Grausame, Falsche, Eigennütziges, Lügenhafte, sich durchschlingt, und überall einige Milde zu verbreiten trachtet, so ist zwar nicht zu hoffen, daß ein allgemeiner Friede dadurch sich einleite, aber doch, daß der unvermeidliche Streit nach und nach läßlicher werde, der Krieg weniger grausam, der Sieg weniger übermütig.

Was nun in den Dichtungen aller Nationen hierauf hindeutet und hinwirkt, Dies ist es, was die übrigen sich anzueignen haben. Die Besonderheiten einer jeden muß man kennen lernen, um sie ihr zu lassen, um gerade dadurch mit ihr zu verkehren;

denn die Eigenheiten einer Nation sind wie ihre Sprache und ihre Münzsorten: sie erleichtern den Verkehr, ja sie machen ihn erst vollkommen möglich. — — —

Eine wahrhaft allgemeine Duldung wird am sichersten erreicht, wenn man das Besondere der einzelnen Menschen und Völkerschaften auf sich beruhen läßt, bei der Überzeugung jedoch festhält, daß das wahrhaft Verdienstliche sich dadurch auszeichnet, daß es der ganzen Menschheit angehört. Zu einer solchen Vermittlung und wechselseitigen Anerkennung tragen die Deutschen seit langer Zeit schon bei. Wer die deutsche Sprache versteht und studiert, befindet sich auf dem Markte, wo alle Nationen ihre Waren anbieten; er spielt den Dolmetscher, indem er sich selbst bereichert.

Und so ist jeder Übersetzer anzusehen, daß er sich als Vermittler dieses allgemein geistigen Handels bemüht und den Wechseltausch zu befördern sich zum Geschäft macht. Denn, was man auch von der Unzulänglichkeit des Übersetzens sagen mag, so ist und bleibt es doch eins der wichtigsten und würdigsten Geschäfte in dem allgemeinen Weltwesen.

Carlyle arbeitete in gleicher Gesinnung weiter. Als er Weihnachten 1829 einen neuen Aufsatz über Schiller überreichte, berichtete er im Begleitbriefe:

Es wird Ihnen angenehm sein, zu hören, daß die Kenntnis und Schätzung der auswärtigen, besonders der deutschen Literatur sich mit wachsender Schnelle verbreitet, so weit die englische Zunge herrscht, sodaß bei den Antipoden, selbst in Neuholland [Australien] die Weisen Ihres Landes ihre Weisheit predigen. Ich habe kürzlich gehört, daß sogar in Oxford und Cambridge, unsern beiden englischen Universitäten, die bis jetzt als die Haltepunkte der insularischen eigentümlichen Beharrlichkeit sind betrachtet worden, es sich in solchen Dingen zu regen anfängt.

Und dann wiederholte Carlyle das Glaubensbekenntnis des Weltbürgers:

Laßt Nationen wie Individuen sich nur einander kennen, und der gegenseitige Haß wird sich in gegenseitige Hilfeleistung ver-

wandeln. Und anstatt natürlicher Feinde, wie benachbarte Länder zuweilen genannt sind, werden wir alle natürliche Freunde sein.

Goethe druckte diese Zeilen ab, als er eine deutsche Übersetzung von Carlyles 'Leben Schillers' einleitete; er sprach zugleich eine Erwartung aus, die die heutigen Leser sehr überraschen wird, die aber teils aus den damaligen nationalen und konfessionellen Kämpfen hervorging, noch mehr aber aus den geselligen Verhältnissen bei Frau Ottilie v. Goethe erwuchs. Ihr Schwiegervater meinte nämlich:

Es ist bekannt genug, daß die Bewohner der drei britischen Königreiche nicht gerade in dem besten Einverständnisse leben, sondern daß vielmehr ein Nachbar an dem andern genugsam zu tadeln findet, um eine heimliche Abneigung bei sich zu rechtfertigen. Nun aber bin ich überzeugt, daß, wie die deutsche ethisch-aesthetische Literatur durch das dreifache Britannien sich verbreitet, zugleich auch eine stille Gemeinschaft von Philo-germanen sich bilden werde, welche in der Neigung zu einer vierten, so nahverwandten Völkerschaft auch untereinander als vereinigt und verschmolzen sich empfinden werden.

An seinem letzten Geburtstage hatte Goethe auch an einem Geschenke aus England herrlichste Freude. Es war ein kunstreiches Petschaft: einen Stern umgab eine Schlange als Sinnbild der Ewigkeit; die Inschrift lautete: Ohne Hast, ohne Rast. Auf dem goldenen Griffe las man: To the German Master from friends in England, 28. August 1831. Zu den Gebern, die sich als dankbare Schüler bezeichneten, gehörten außer Carlyle auch die Dichter Scott, Wordsworth und Southey.

Goethe hatte unterdessen, seines baldigen Scheidens eingedenk, schon Verbindungen gestiftet zwischen diesen Briten und jüngeren Deutschen, denn, so schrieb er am 5. Oktober 1830 an Carlyle:

In meinen Jahren muß es mir angelegen sein, die vielen Bezüge, die sich bei mir zusammenknüpften, sich anderwärts wieder anknüpfen zu sehen und zu beschleunigen, was der Gute wünscht und wünschen muß: eine gewisse sittlich-freisinnige Übereinstimmung durch die Welt (und wär' es auch nur im Stillen, ja oft gehindert) zu verbreiten. Dergestalt, damit sich Manches friedlich zurecht lege, um nicht erst zerstreut umhergetrieben und kaum ins Gleiche, nach großem Verlust, gesetzt zu werden.

Möge Ihnen gelingen, Ihrer Nation die Vorteile der Deutschen bekannt zu machen, wie wir uns immerfort tätig erweisen, den Unsrigen die Vorzüge der Fremden zu verdeutlichen!

* * *

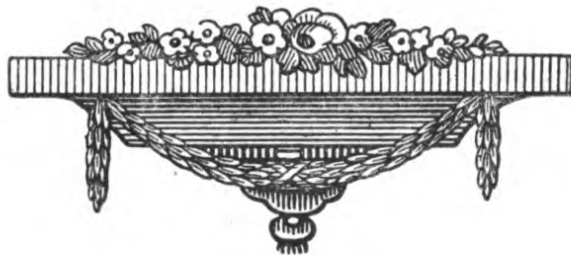
Als Goethe starb, wurden ihm in den öffentlichen und vertraulichen Nachrufen nur sehr Wenige gerecht. Die Meisten empfanden ihn als einen Mann des achtzehnten Jahrhunderts, der in das neunzehnte nicht mehr gepaßt habe. In diesem Urteil stimmten Deutsche, Franzosen, Engländer überein: ein Zeichen, daß diese drei Völker sich in gewisser Hinsicht ähnlicher geworden waren. „Ein großer Geist“, hieß es allgemein von dem Verstorbenen, „aber ihm fehlte das Beste.“ Und damit meinten die Einen das Christentum — ihre Art Christentum — die Andern den Patriotismus — ihre Art Patriotismus — und wieder Andere die Ideale ihrer Partei. „Goethe hat keinen obersten Gedanken und keinen Zweck“, philosophierte Victor Cousin im ‚Journal des Débats‘, und wenn jetzt Henry Robinson wieder

nach Deutschland kam, ward er geneckt wegen seiner unbedingten Goethe-Verehrung, und doch hatte auch er an Wordsworth geschrieben: „Als einer seiner großen Bewunderer hätte ich ihm nur noch eine Eigenschaft als Zugabe zu seinen übrigen wundervollen Gaben gewünscht: daß er jene Gaben ebenso gleichmäßig auf die Förderung der höchsten Interessen der Menschheit gerichtet hätte, wie Sie es getan.“ Wahrlich, nicht ohne Ursache hatte Goethe (1824 zu Eckermann) gesagt: „Meine ganze Zeit wich von mir ab“, und: er habe in seinem objektiven Bestreben im Nachteile und völlig allein gestanden.

Zimmerhin gab es auch in den längst politisierten und längst von Parteien bearbeiteten Ländern treue Anhänger Goethes. Die ersten Franzosen und Briten, die uns als das Volk der Dichter und Denker schätzten, meinten es ehrlich. Und kein Deutscher hat dem toten Goethe eine gefühltere und verständnisvollere Huldigung dargebracht als Thomas Carlyle, der ihn als großen Menschheitslehrer pries. (New Monthly Mag. 1832.)

Daß Goethe ein großer Lehrer der Menschen war, sagt zugleich, daß er ein guter Mensch war, daß er selbst gelernt und in der Schule der Erfahrung gekämpft und gesiegt hatte. Zu wie vielen Herzen, die halb gebrochen in dem dumpfen Kerker des Unglaubens schmachteten, ist nicht die Versicherung, daß solch' ein Mann da war, ja, daß solch' ein Mann noch möglich war, wie eine Verkündigung großer Freude gekommen! Derjenige, der Klarheit mit Verehrung vereinigen will, um das Falsche zu verläugnen und zu bekämpfen, zugleich aber das Wahre zu glauben und anzubeten — Derjenige ferner, der unter wütenden Parteien, die, eingenommen für das durchaus Richtige oder was bloß Bestand für einen Tag hat, mit stürmischer Wut ein zerrüttetes, seinem Ende nahes soziales System hin- und herzerren, Der, sage ich,

zwischen solchen Parteien eingeklemmt, sich frei machen und auf die Füße des Wahren stellen und, für die Welt und in der Welt wirkend, sich von der Welt rein erhalten will, Der schaue hierher! Dieser Mann wurde moralisch groß, indem er zu seiner Zeit Das war, was in irgend einem frühern Jahrhundert Viele hätten sein können: ein reiner Mensch. Seine große Vortrefflichkeit war Die, daß er rein war. Wie seine vorzüglichste Fähigkeit, der Grund aller übrigen, in Verstand, Tiefe und Kraft des Blickes bestand, so war seine vorzüglichste Tugend: Gerechtigkeit und der Mut, gerecht zu sein. Wir bewundern in ihm die Stärke eines Riesen, doch eine Stärke, die sich zur sanftesten Milde veredelt hatte, gleich jener stillen felsen-verbundenen Kraft einer Welt, an deren auf Diamant ruhenden Brust Blumen wachsen.



Goethe-Bücher von Dr. Wilhelm Bode
Verlag von E. S. Mittler & Sohn, Kgl. Hofbuchhandlung,
Berlin

Goethes Leben im Garten am Stern

13. u. 14. Tausend / 380 Seit. m. zahlreichen Abbildungen
Geheftet M 4,-, in Pappband M 5,-, in Ganz-
leinenband M 6,-, in Ganzlederband M 7,50

Diese anmutvolle Lebensbeschreibung des Dichtersfürsten hat in den Buchereien der deutschen Lesewelt längst eine dauernde Stätte gefunden und gewinnt immer zahlreichere Freunde. Daß jetzt — in Kriegszeiten — die lebhafteste Nachfrage danach eine siebente Auflage nötig macht und das Erscheinen einer neuen Bearbeitung angekündigt werden kann, bedeutet an sich schon eine Empfehlung.

Goethes Liebesleben

472 Seiten mit 32 Bildertafeln, sowie zahlreichen Kopfleisten und Textabbildungen von J. v. Kulas, Vorsatz-, Titel- und Einbandzeichnung von E. Märker

M 4,-, in altertümlichem Pappband M 5,-,
in geschmackvollem Leinenband . . . M 6,-

Der neue Bode ist dank der vortrefflichen Darstellung der Frauen um Goethe und ihrer wechselseitigen Beziehungen allen Kreisen der Gebildeten, denen Goethe etwas bedeutet, als reizvolles Geschenk zu wünschen. Keine minderwertige Schnüffelei untersucht hier Menschlichkeiten, sondern eine wohlthuende Objektivität schenkt uns eine erotische Biographie des Dichters.

Charlotte von Stein

11. und 12. Tausend / 684 Seiten mit 49 Abbildungen
M 6,-, in Ganzleinen . . M 7,50,
in stilvollem Ganzlederband M 10,-

Diese Biographie ist die erste unbefangene geschriebene, auf liebevoller Forschung und genauer Kenntnis der altweimarschen Dinge beruhende, unterhaltende Lebensgeschichte dieser hervorragenden Frau. Das Werk eignet sich vorzüglich als Festgeschenk, besonders für unsere Frauenwelt.

Mellich p. 722

27

BODE

Die
Franzosen
und Engländer
in
Goethes
Leben und
Urteil

Stunden mit Goethe-
Herausgeber W. Bode
Verlag von E. S. Mittler & Sohn Berlin

Heft 38/39 (X. 2/3.)

Inhalt

	Seite
1. Französisches Wesen in Deutschland	3
2. Goethes Verhältnis zu den Franzosen. Achtzehntes Jahrhundert . . .	20
3. Kriegszeiten.	41
4. Eigenschaften und Zustände der Franzosen	61
5. Der Weltbürger	88
~	
6. Goethes englische Beziehungen . . .	109
7. Die Eigenschaften der Engländer . .	136
8. Nochmals die Weltbürger	170



616

Goethe-Bücher von Dr. Wilhelm Bode

Verlag von E. S. Mittler & Sohn, Kgl. Hofbuchhandlung,

Berlin

Goethes Lebenskunst

Sechste, neubearbeitete Auflage / 15. bis 20. Tausend
303 Seiten mit zahlreichen Abbildungen im Text und auf Tafeln

In zweifarbigem Pappband M 3,—,
in Halbpergamentband . . . M 4,50

Luxusausgabe (400 handschriftl. numer. Exempl.) auf starkem
Japanpapier in altertümlichem Ganzlederband . . M 7,—

Keines von Bodes Büchern hat eine solche Popularität er-
worben wie dieses. Das wird erklärlich durch die höchst an-
sprechende, schlichte und doch fesselnde Darstellung, in die
hier das Menschliche und Alltägliche in dem großen
Weimaraner eingeleidet ist. Man belauscht ihn in seinem täglichen
Leben und Umgang. Leipziger Neueste Nachrichten.

Goethes Weg zur Höhe

Neue Bearbeitung von „Goethes bestem Rat“

In zweifarbigem Pappband 80 Pf.,
in geschmackvollem Halbpergamenteinband M 1,50
Luxusausgabe (250 numer. Exempl.) auf Japan-
papier in altertümlichem Ganzlederband M 4,—

Das Bändchen behandelt die wichtigsten Seiten von Goethes
Charakter und Seelenleben. Bode zeichnet den
Menschen Goethe, wie er ihn sieht, und sein Bild ist in vielem
nicht das altgewohnte. Er dringt in die tiefsten Tiefen von
Goethes Wesen ein. Deutsche Tageszeitung.

Goethes Gedanken

Aus seinen mündlichen Äußerungen

In sachlicher Ordnung und mit Erläuterungen zusammengestellt

* Zwei Bände (etwa 1000 Seiten) *

In stilgerechtem Geschenkeinband M 8,—

Ein gar köstlicher Schatz wird uns da in greifbare Nähe
gerückt! Während bisher nur wenige Wissende sich an ihm
zu erquicken vermochten, gehört er jetzt der Allgemeinheit. Mit
Leichtigkeit kann jedermann zu eigenem Nutz und Frommen daraus
erfahren, wie unser größter deutscher Dichter dachte und
empfand. Propyläen, München.

Verlag von E. S. Mittler & Sohn, Kgl. Hofbuchhandlung,
Berlin

Prinz Hohenlohe = Ingelfingen

Aus meinem Leben Aufzeichnungen Jubiläumsausgabe

Mit Bildnissen,
Karten und Skizzen

1848—1871

Zu Leinen M 7,50.
Halbleder M 9,50

Herausgegeben von

Oberstleutnant W. v. Bremen

Aus diesen Denkwürdigkeiten werden die ruhmreichen 1870er Erinnerungen an St. Privat, Sedan und Paris lebendig, an die Märsche durch die Argonnen, nach St. Mihiel, Montmédy, Laon, Reims und an Leid und Freud des Kriegerlebens im feindlichen Lande. Weitesten Kreisen des deutschen Volkes ermöglicht diese Jubiläumsausgabe, die unvergleichlich schönen Lebenserinnerungen zu erwerben und sich an ihnen zu erfreuen.

Hermann Allmers / Sein Leben und Dichten

unter Benutzung seines Nachlasses dargestellt von

Dr. Theodor Siebs

o. ö. Professor der deutschen Sprache und Literatur

Mit 4 Abbildungen. Geheftet M 6,—, in Ganzleinenband M 7,50

Ein bedeutendes, erschöpfendes, die ganze reiche menschliche und dichterische Persönlichkeit umfassendes Werk über Allmers Leben und Dichten. Der Verfasser setzt in den lebendigen Fluß der Chronik eines reichgefügten Lebens die Lichter von Allmers eigenen Äußerungen in Briefen, Tagebuchblättern usw., und es weitet sich das Bild sowohl nach der literargeschichtlichen wie nach der persönlichen Seite des Marschdichters. Kölnische Zeitung.

Alt-Berlin * Erinnerungen aus der Jugendzeit

Von Felix Philippi. Zwei Bände

1. Band Achte Auflage.
160 Seiten mit
24 Bildnissen. In mehr-
farbigem Einband ... M 3,—

Neue Folge 145 S.,
22 Bild-
nisse und Ansichten. In mehr-
farbigem Einband .. M 3,—

Dem bereits in sieben Auflagen verbreiteten ersten Bande fügt Felix Philippi jetzt eine „Neue Folge“ nicht minder fesselnder Stimmungsbilder und Erlebnisse hinzu, in der dem Leser die Großen der Kunst und Wissenschaft, die Bühnenliebhaber und Gelehrten aus der Zeit vor 40 und 50 Jahren lebensvoll vor treten. Jeder Band ist völlig in sich abgeschlossen und einzufänglich.

International
University
Booksellers I

E. S. Mittler & Sohn, Königliche Hofbuchdruckerei, Berlin.

94 Gower St
London
W.C. 1

